

ZfF

Zeitschrift für
**Familien-
forschung**

Beiträge zu Haushalt
Verwandtschaft und Lebenslauf

In diesem Heft:

Schwerpunktthema:

„Wo steht die Familienforschung?“

- Paar- und Familienpsychologie
- Theoriebildung in der Familiensoziologie
- Empirische Familiensoziologie

- Forschungsnotizen

2/2006



ISSN 1437-2940
18. Jahrgang 2006, Heft 2
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

*Schwerpunktthema: Familienwissenschaftliche Konferenz
„Wo steht die Familienforschung?“ Bestandsaufnahme,
neuere Entwicklungen und offene Fragen“
am 19. und 20. Mai 2006 in Bamberg*

Hartmann Tyrell

Familienforschung – Familiensoziologie: Einleitende Bemerkungen 139

Guy Bodenmann

Positionsbestimmung in der Paar- und Familienpsychologie 148

Rainer Silbereisen

„Für Politik relevant“ bedeutet mehr als „Forschung mit
Anwendungsbezug“ – Kommentar zum Beitrag von Guy Bodenmann 171

Günter Burkart

Positionen und Perspektiven. Zum Stand der Theoriebildung in der
Familiensoziologie 175

Josef Brüderl

Was kann familiensoziologische Theorie?
Korreferat zum Beitrag von Günter Burkart 206

Johannes Huinink

Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie 212

Martin Abraham

Empirische Forschung und theoretischer Fortschritt in der Familiensoziologie:
Korreferat zu Johannes Huininks Beitrag 253

Forschungsnotizen

ifb-Mitteilungen 261

Hartmann Tyrell

Familienforschung – Familiensoziologie: Einleitende Bemerkungen

Family research – family sociology: Some introductory remarks

Zusammenfassung

In diesen einleitenden Bemerkungen nimmt der Moderator der Familienwissenschaftlichen Konferenz Stellung zum Verhältnis zwischen Familienpsychologie und Familiensoziologie, zum wachsenden Einfluss der Rational-Choice-Theorie auf letztere, sowie zur während der Tagung recht lebhaften Debatte über Stabilität und Wandel des Familienleitbildes im 20. Jahrhundert. Abschließend plädiert er für eine Dekomposition des so stark einheitsbetonten Familienbegriff.

Schlagworte: Familienpsychologie, Familiensoziologie, Rational-Choice-Theorie, Stabilität und Wandel des Familialen, Dekomposition

Abstract

In his introductory remarks, the chairman of the Conference on the State of the Art in Family Research – that took place on March 19th and 20th 2006 in Bamberg and was jointly organised by the State Institute for Family Research at the University of Bamberg and the *Zeitschrift für Familienforschung* (Journal of Family Research) – comments on the relationship between family psychology and family sociology, on the increasing impact of rational-choice theory on family sociology as well as on the debate on stability and change of the overall concept of family during the 20th century that was so vibrant during this conference. The author concludes his remarks by pleading for a decomposition of the concept of the family as an all encompassing unit.

Keywords: family psychology, family sociology, rational-choice theory, stability vs. change of the overall concept of family, decomposition

Dieses Heft der *Zeitschrift für Familienforschung*, dem es um eine Bestandaufnahme der Familienforschung zu tun ist, geht auf eine Konferenz zurück, die das *Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg* zusammen mit der *ZfF* am 19. und 20. Mai 2006 mitten im schönen Bamberg abgehalten hat. Die bestens vorbereitete und gut besuchte Konferenz bot die Gelegenheit zu vielfältigem Gedankenaustausch unter den anwesenden Familienforschern, und man darf sagen: die Gele-

genheit wurde reichlich genutzt. Das gilt gerade auch für die Debatten, die die stimulierenden Referate und Korreferate nach sich zogen. Dem Verfasser dieser *Einleitenden Bemerkungen* war dabei die Rolle des Moderators zugefallen. Mit diesem oralen und interaktiven Part war die Erwartung verknüpft, sich im Nachhinein zur Sache auch *literal* zu äußern. Ich will dieser Erwartung, soweit ich dafür gerüstet bin, hier nun genügen und füge hinzu, dass ich mir (als Redakteur einer anderen Zeitschrift, der ich bin) der Ehre in hohem Grade bewusst bin, mich solcherart in der *Zeitschrift für Familienforschung* äußern zu können.

Der Gedankengang, den ich einleitend zu diesem Heft beisteuern möchte, ist einer in vier Teilen. Ich möchte zunächst *zwei* Bemerkungen zur Lage der Familienforschung und insbesondere der Familiensoziologie machen; sachlich gespeist sind diese nicht zuletzt aus den in diesem Heft folgenden Beiträgen, ein wenig auch aus Beobachtungen, die man auf der Bamberger Tagung machen konnte.

Die erste der zwei Bemerkungen nimmt auf die diskrepante Art Bezug, in der sich Familienpsychologie und Familiensoziologie in Bamberg präsentiert haben (1.), während die zweite sich auf die veränderte Theorielage in der Familiensoziologie bezieht, nämlich die zunehmende Dominanz von Rational-Choice (2.). Auch die dritte Überlegung hat einen Bamberger Hintergrund; ‚angestiftet‘ ist sie von einer Debatte dort, in der es um Stabilität oder Wandel des Familialen im letzten Jahrhundert ging (3.). Und schließlich möchte ich einen Vorschlag zum Familienbegriff und in gewisser Weise auch zur Familientheorie unterbreiten, einen Vorschlag zur Dekomposition der Familieneinheit. Dabei geht es auch um die Wiederaufnahme und ‚zeitgerechte‘ Modifizierung von Durkheim’schen Ideen, aber auch um die familienbezogene Geltendmachung eines Spannungsverhältnisses, im Hinblick auf das mit Max Weber von ‚Wertekollision‘ gesprochen werden könnte. (4).

1. Meine erste Überlegung hat mit dem Verhältnis von Familienpsychologie und Familiensoziologie zu tun, genauer: mit der auffälligen Auseinanderentwicklung der beiden familienbezogenen Disziplinen. Dabei ist die Paar- und Familienpsychologie eine ausgesprochen junge Disziplin, die in den deutschsprachigen Ländern erst seit den 1980er Jahren von sich reden macht und als deren Take-off hierzulande gemeinhin die Publikation von K.A. Schneewinds *Familienpsychologie* (1991) gilt. Im Blick auf das, was sich auf diesem Feld seither getan hat, war der Lagebericht, wie ihn Guy Bodenmann auf der Bamberger Konferenz gegeben hat und wie er sich weitgehend in diesem Heft wiederfindet, ein einziger Erfolgsbericht: enormes Publikationswachstum, eine Reihe von Institutsgründungen, die stabile Etablierung von familienpsychologischer Grundlagenforschung einerseits und von Anwendungsforschung andererseits. Kurz: die Paar- und Familienpsychologie ist „in den letzten Jahren zu einer vollwertigen Disziplin innerhalb der psychologischen Grundlagen- und Anwendungsfelder herangereift“ (Bodenmann, in diesen Heft, S. 16). Hält man sich an Bodenmanns Bericht, der selbstverständlich eine *internationale* Forschungslandschaft beschreibt, so sind die Kreativität und das Entwicklungspotential des Fachs hoch veranschlagt. Das, was einzig den Optimismus trübt, ist die schwache Resonanz, die die Forschung einstweilen in der Politik findet.

Um die *Familiensoziologie*, die in Deutschland, wenn ich es recht sehe, in der Nachkriegszeit und bis in die 1970er Jahre die dominante Familienwissenschaft und

die auch innerhalb der Soziologie nicht ohne Prominenz war, steht es deutlich anders. Sie wird in diesem Heft – deutlicher beschränkt auf die deutschsprachige Forschung¹ und (nach guter Lehrbuchtradition) geschieden nach Theorie und Empirie – von Günter Burkart und von Johannes Huinink vorgestellt. Schon die Legitimität der Trennung von Theorie und Empirie aber, die ja in keinerlei Korrespondenz steht zu dem Gegenüber von Grundlagen- und Anwendungsforschung in der Psychologie, wurde auf der Bamberger Konferenz stark in Zweifel gezogen. Gerade Vertreter von Rational-Choice äußerten sich zudem mit Bezug auf die familiensoziologischen Theoriedebatten skeptisch (Josef Brüderl in diesem Heft), und in der Tat tut sich der Bericht von Burkart ja schwer, auf dem familiensoziologischen Feld Ansätze von ambitionierter Theoriebildung ausfindig zu machen, die auch jenseits der Familiensoziologie Aufmerksamkeit finden könnten; die Parsonianischen Zeiten, in denen die ‚Großtheorien‘ unmittelbar familiensoziologisch interessiert waren, sind eben deutlich vorbei. Rational-Choice wäre davon aber wohl auszunehmen.

Im übrigen ist an beiden Berichten auffällig, dass sie relativ stark auf *Defizit*beschreibungen setzen; das gilt insbesondere auf der empirischen Seite, wo Huinink immer wieder auf bloß „rudimentäres Wissen“, auf Forschungslücken und fehlende Daten hinweist bzw. den Mangel an soziologischer Erklärungsleistung konstatiert. Natürlich ist es solches Wissen um das eigene Nichtwissen, das die Forschung in Gang hält. Dennoch: in der Bamberger Berichterstattung zur Familiensoziologie ist wenig zu spüren von dem disziplinären Erfolgsbewusstsein und dem Entwicklungsoptimismus, wie ihn Bodenmann für die Familienpsychologie mitteilt; allenfalls der vermehrte Zugriff auf Längsschnittdaten und die Ereignisanalyse seit den 1980er Jahren waren in Bamberg – auf der familiensoziologisch-empirischen Seite – als Erfolgsgeschichte vor Augen. Und gegenüber der ‚jugendlich‘ und schwungvoll sich präsentierenden Familienpsychologie machte, überspitzt formuliert, die Familiensoziologie, was ihre (sub)disziplinäre Identität angeht, einen ‚gealterten‘ und teils ausgezehten Eindruck: ohne eigentliches Kerngeschäft und unsicher, ob sie essentielle alte Besitztümer wie die familiäre Sozialisationsforschung noch kontrolliert bzw. ob sie nicht besser daran täte, diese ganz preiszugeben. Während Burkart nachdrücklich für das Festhalten der Forschungsfelder „Sozialisations, Kommunikation, Emotionen“ plädiert, sieht Brüderl diese in der Entwicklungs- und Familienpsychologie (längst) besser aufgehoben. Johannes Huinink aber, der sich mit Nachdruck für Interdisziplinarität in der Familienforschung ausspricht, gibt eine ebenso treffende wie desillusionierte Beschreibung der disziplinären Lage, indem er die „direkte Konkurrenz“ beim Namen nennt, in die die Familiensoziologie vonseiten der Familiendemographie und Ökonomie einerseits und der Psychologie und Pädagogik andererseits geraten ist (in diesem Heft, S. 25). „Wo ist da noch der genuine Ort der Familiensoziologie?“ Eben darauf versucht Huinink dann eine engagierte Antwort. Schließlich die Politik. Was die angeht, so war in Bamberg auffällig, dass von der starken Beteiligung der Familiensoziologie an der Familienberichterstattung der Bundesregierung, gerade auch aktuell am siebten Familienbericht, kaum die Rede war.

1 Dies allerdings bei deutlichem Plädoyer für eine international vergleichende Familienforschung!

2. Meine zweite Bemerkung zur Familiensoziologie ist arg hypothetisch und oben-drein wohl parteiisch. Ihr geht es um einen Eindruck² ‚im Doppelpack‘, den nämlich, dass Rational-Choice innerhalb der deutschen Familiensoziologie in den letzten Jahrzehnten zur vorherrschenden Theorieorientierung geworden ist, und *zugleich* den, dass die Hegemonie von Rational-Choice der Familiensoziologie nicht gut täte, wohlgemerkt: die *Hegemonie*. Der Theoriebeitrag von Günter Burkart (in diesem Heft) ist nach Kräften bemüht, ein pluralistisches Bild von der deutschen Familiensoziologie zu zeichnen. Mein Eindruck ist gleichwohl der von einer robusten Tendenz in Richtung der besagten Hegemonie, und die Bamberger Tagung hat den Eindruck nicht dementiert. Man muss dabei gar nicht von ‚Verdrängungswettbewerb‘ sprechen; die Tendenz ist teilweise eine, die der Nachwuchs in der Disziplin mit sich bringt. Mir liegt nun aber mehr an dem noch hypothetischeren Eindruck, dem eben, dass die Hegemonie von Rational-Choice der Familiensoziologie nicht gut täte, dass er mit intellektuellen Verlusten und Kosten verbunden wäre. Dazu will ich einige Andeutungen machen.

Hinweisen will ich *einerseits* auf Erinnerungs- oder Gedächtnisverluste, die eine Hegemonie von Rational-Choice nach sich ziehen dürfte. Ich lasse dahin gestellt, ob es in den Sozialwissenschaften „Fortschritt“ gibt; was es aber sicher gibt, ist auch unter den Theorieprogrammen, um es mit Max Weber zu sagen: „soziale Auslese“. Die ist in der Wissenschaft – auf der Seite des *nicht* ‚Überlebenden‘ – mit dem ‚Vergessenwerden‘, dem Verschwinden publizierter (aber nicht mehr zitierter) Ideen aus der wissenschaftlichen Kommunikation verbunden, und solches ‚soziale Sterben‘ vollzieht sich beständig und ‚naturwüchsig‘. Solchem Sterben kann man im vollen Wettbewerbsbewusstsein aber auch nachhelfen wollen, und es gehört zu dem robusten Charme gerade von Rational-Choice (und mancher seiner Anwälte), aus dieser Neigung gar keinen Hehl zu machen. Ohne nun dem Kollegen Brüderl zu nahe treten zu wollen, aber sein Beitrag, sein Korreferat zu dem sorgsam um Pluralismus bemühten Bericht von Burkart, führt diese offensive Neigung zur ‚sozialen Auslese‘ explizit und anschaulich vor; hier wird eben deutlich benannt, was man für nicht mehr ‚brauchbar‘ bzw. für ‚wenig hilfreich‘ hält oder mit anderen Worten: ‚was man vergessen kann‘.

Mich treibt nun nicht das Mitleid mit den vom Vergessen Bedrohten, wohl aber die Achtung vor bestimmten soziologischen Hochleistungen, die auf dem Bildschirm von Rational-Choice eher nicht auftauchen, an die Anschluss zu halten m.E. aber unbedingt lohnt. Ich will, was die ‚Familiensoziologie von gestern‘ angeht, nur zwei solcher exzellenten Leistungen nennen. Zum einen Dieter Claessens’ *Familie und Wertsystem: Eine Studie zur „zweiten, soziokulturellen Geburt“ des Menschen* (1967, zuerst 1962). Diese Studie führt systematisch zusammen, was zu ihrer Zeit intellektuell in Geltung war (u.a. Psychoanalyse und philosophische Anthropologie, die Sozialisationstheorie von Parsons und die Kultur-Persönlichkeitsforschung), und so konsequent wie originell behandelt sie die Frage nach dem Zusammenhang von Familienstruktur und Sozialisation, nach der Eingebettetheit der ‚Sozia(bi)lisierung‘ des Kleinkinds in den Sozialraum (spezifisch) der Kernfamilie. Bei Claessens geht es

2 Ich sage sehr bewusst „Eindruck“ und nicht etwa ‚Diagnose‘ oder dergleichen.

um die elementare (interaktive) ‚Herstellung‘ von Sozialität im familialen Milieu und dies mit einer Grundsätzlichkeit, wie man sie in der Literatur seither, soweit ich sehe, kaum noch findet. Stellt man die heutige Zeit als eine der ‚veränderten Kindheit‘ unter ‚veränderten Familienverhältnissen‘ in Rechnung, so ist das Buch gerade deshalb interessant, weil Claessens, unserer Aktualität teilweise entgegen, so nachhaltig auf die sozialisatorische Potenz der Kernfamilie (als solcher) gesetzt hat. Das andere hier zu nennende Buch, das viel zu wenig Anschluss und Rezeption gefunden hat und das ich der familiensoziologischen Gedächtnisbildung umso mehr ans Herz lege, ist eine der überzeugendsten *qualitativen* Studien des Faches, nämlich Christa Hoffmann-Riems *Das adoptierte Kind: Familienleben mit doppelter Elternschaft* (1984). Es ist dies eine Studie, die auf dreißig umfangreichen narrativen Interviews mit Adoptiveltern basiert, die Adoptivfamilien – solche „mit bürokratisch vermitteltem Familienbeginn“ – zum Gegenstand hat und die auf subtile Art entdeckt und rekonstruiert, wie die Herstellung von Familie und Familienleben (mehr oder minder) für Eltern gelingen kann, denen, deutlich bewusst, ihre Kinder „nicht die eigenen“ sind. Die leider viel zu früh verstorbene Autorin hat nach dieser Studie noch damit begonnen, ihr Forschungsinteresse der Reproduktionsmedizin zuzuwenden, also dem „technologisch vermittelten Lebensanfang“ und der Familienbildung, die dieser nach sich zieht. Hier ist es bei wenigen, dann posthum publizierten Arbeiten geblieben (Hoffmann-Riem 1994: 171ff.). Im übrigen aber bin ich wie Günter Burkart der Auffassung, dass die deutsche Familiensoziologie ein Defizit an anspruchsvoller qualitativer Forschung hat und dass auch eine Studie wie Angela Kepplers *Tischgespräche* (1994) in Sachen ‚familiale Kommunikation‘ viel zu wenig Resonanz und ‚Nachahmung‘ gefunden hat.

Nach solchem ‚Gedächtnistraining‘ sei *andererseits* noch kurz angesprochen, dass Rational-Choice entgegen der klassischen Familiensoziologie eher schwach an der Frage nach dem interessiert ist, was unter modernen Bedingungen das den familialen Sozialbeziehungen Spezifische (oder mit Max Weber: „Eigentümliche“) ist und was diese von den Sozialverhältnissen des Marktes, der Politik, der Professionen oder der ‚Arbeitswelt‘ *unterscheidet*. Ilona Ostner hat diesbezüglich vom ‚Eigensinn‘ des Familialen gesprochen. Solche Fragen, wie sie sich nicht zuletzt differenzierungstheoretisch aufdrängen, scheinen mir für eine Familiensoziologie, für die (vergleichende) Unterscheidung ihres Gegenstands unaufgebbar, und Talcott Parsons’ *Pattern Variables* sind in meinen Augen immer noch ein hilfreiches Instrument, hier zu Antworten zu gelangen. Auf die Thematik des Eigensinns komme ich bei dem ‚Familiensplitting‘, wie ich es in meiner Schlussüberlegung vorschlage, noch zurück, dann aber bezogen auf den dissonanten Eigensinn von Partnerschaft/Ehe einerseits und Elternschaft andererseits.

3. Meine dritte Bemerkung hat mit der ausgeprägten Tendenz des, wie mir schien, tonangebenden Teils der in Bamberg versammelten Familiensoziologen zu tun, einen drastischen Wandel der Familienverhältnisse in den letzten 50 Jahren ‚in Abrede zu stellen‘ – um es forciert auszudrücken. Diese Tendenz richtete sich, natürlich zu recht, gegen Krisen- und Verfallsbeschreibungen ‚der Familie‘; schon dieser Kollektivsingular, der ja Millionen von Familien einschließt, ist nicht ohne weiteres zulässig. Widerspruch erfuhr mit guten empirischen und konzeptionellen Gründen aber

auch die Pluralisierungs- und Individualisierungsthese Ulrich Becks (Huinink, in diesem Heft, S. 4ff., ; Burkart, in diesem Heft, S. 2f.). Dessen Predigt mit ihrer Dramatisierung von Diskontinuitäten (etwa des ‚totaliter aliter‘ von zweiter und erster Modernisierung) fand in Bamberg keine Verteidiger; allerdings fand sie Anschluss in einer Art von Gegenrede, die nun gegenläufig nur noch Kontinuität gelten lassen wollte. Mehrfach und explizit wurde in Bamberg behauptet, das „Familienleitbild“ – was immer das ist – habe sich in den letzten hundert Jahren *nicht* gewandelt; hier gelte erst einmal *Konstanz*. Auch wenn das mündlich geäußert wurde, es sich also nicht um eine publizierte Äußerung handelt, so möchte ich hier doch, weil es lehrreich ist, widersprechen. Ich lasse die empirische Prüfbarkeit der Konstanzaussage ganz dahingestellt und will erst einmal nur betonen, dass ich es soziologisch – bei aller institutionellen Dignität des Familialen – für unwahrscheinlich ansehe, dass ‚das Familienleitbild‘ heute im Wesentlichen das von vor hundert Jahren sein soll, dass das Leitbild also ‚unbeschadet‘ über das letzte Jahrhundert gekommen sein sollte. Es sei denn: man veranschlagt es als etwas, dem innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse nur marginale, etwa exotische Bedeutung zukommt; es brauchte sich dann ja, etwas altertümlich funktionalistisch gedacht, nicht mitzuändern, auch wenn sich ansonsten in seiner gesellschaftlichen Umwelt das Meiste gravierend verändert. Aber in diesem Sinne war die Behauptung von der Leitbildkonstanz ja schwerlich gemeint.

Vielleicht hilft es, um langfristige Diskontinuitäten sichtbar zu machen, ein Jahrhundert zurückzugehen und, bezogen auf ‚das Ehe- und Familienleitbild‘, die so ausgeprägt normative Brille Émile Durkheims aufzusetzen. Was man dann sofort zu sehen bekommt, ist, dass das Leitbild jener Zeit nicht einfach ‚ein Leitbild‘, eine orientierende Verhaltensvorgabe, sondern vor allem eine *moralische* Angelegenheit war. Für das Institutionelle an Ehe und Familie war in Durkheims Augen wesentlich, dass es das hier einschlägige Verhalten selektiv im Sinne eines „so und nicht anders“ festlegte und band; das „nicht anders“ aber zielt auf Verbotenes und ist normativ zu verstehen im Sinne der Alternative ‚konform/abweichend‘. Und das hieß dann seinerzeit im Verhaltensbereich der Geschlechter- und Generationenbeziehungen eben: die mehr oder minder weitgehende Inkriminierung einer ganzen Serie von (an sich naheliegenden) Verhaltensoptionen als deviant, als Sittenverstoß, als anstößig oder unmoralisch, als ‚Schande‘ und auch als strafbar. Man denke an voreheliche Sexualbeziehungen, an außereheliche Schwangerschaft und Mutterschaft, an unverheiratetes Zusammenleben (‚wilde Ehe‘), an ‚Ehebruch‘, Scheidung u.a. Wer auf diesem Terrain über sein Verhalten zu disponieren hatte, war unausweichlich vielerorts konfrontiert mit der folgenschweren Alternative von ‚konform oder abweichend‘. Und man wird wohl sagen dürfen, dass dieses ehe- und familienmoralische Regelwerk in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit durchaus noch in starker Geltung war.

Es scheint mir nun – wenigstens mit den Augen eines Durkheimianers – eine der erstaunlichsten Entwicklungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu sein, dass die kollektive Pflege solcher Intoleranz gegenüber Abweichungen von Ehemoral und Familiensittlichkeit – aus welchen Ursachen auch immer – in vergleichsweise kurzer Zeit in weitgehende *Permissivität* umgeschlagen ist. Permissivität besagt, dass Verhaltensunterschiede, die ehemals und noch erinnerbar ‚einen (erheblichen) Unter-

schied machten‘ (den Unterschied eben von konform und abweichend), nun *keinen* Unterschied mehr machen; die eine Verhaltensoption ist, sozial folgenlos, nun so gut wählbar wie die andere. Ob man verheiratet oder unverheiratet zusammenlebt, ist unter permissiven Konditionen und im Zuge der „Privatisierung der Moral“ (Allerbeck/Hoag) nicht mehr erheblich; auch unverheiratete Paare finden ihre Vermieter. Die Anstößigkeit des unverheirateten Zusammenlebens (ehedem der ‚wilden Ehe‘) löst sich auf, und das Schema ‚konform/abweichend‘ zieht sich aus diesen Verhaltenszusammenhängen zurück. Es versteht sich, dass sich damit auf ‚Individualisierung‘ und ‚rationale Handlungswahl‘ hin die sozialen Konditionen verschieben. Weil es hier aber ums ‚Familienleitbild‘ geht, mag das beiseite bleiben. Auf dieses hin aber bleibt festzuhalten: die dominant normativ-moralische Zumutungsqualität, die dem ‚Familienleitbild‘ vor hundert Jahren anhaftete und ihm sicherlich nicht äußerlich war, sie kommt ihm heute *nicht mehr* zu. Zumindest für einen Durkheimianer ist dieser Unterschied gravierend. *Nicht* in Abrede gestellt ist damit im übrigen, was familienorientierend zweifelsohne *kontinuierlich*: die soziale Prämisse der Sonder-, Dauer- und Nächstzusammengehörigkeit von Eltern und ihren Kindern, was aber die Kongruenz von Elternschaft und Ehe nicht mehr selbstverständlich einschließt. Und mit dieser Bemerkung komme ich zu meiner abschließenden Überlegung, die sich an frühere Äußerungen zur Sache anlehnt (Tyrell & Herlth 1994, Tyrell 2001, insbes. 44f.).

4. Das Anliegen ist zunächst, eine optische Täuschung oder doch eine Art ‚Sehschwäche‘ zu korrigieren – eine Schwäche, die Gemeingut von Familiensoziologen und Familienforschern aller Art und die *sprach*verursacht ist. Es handelt sich um eine Sehschwäche für eine Differenz; sie entstammt den Einheits- und Ganzheitssuggestionen des Begriffs ‚Familie‘. Uns ist selbstverständlich: wo Vater, Mutter und die gemeinsamen Kinder beisammen sind, da ist die Familie vollständig beisammen; es fehlt an ihr nichts, sie ist eine *ganze* Familie. Der Familienbegriff hat die gemeinsame (allen gleiche) Nächstzusammengehörigkeit von Mann und Frau, von Eltern und Kindern im Sinn; er lässt vor allem *Einheit* assoziieren: Liebeseinheit, Verwandtschaftseinheit und exklusiven Solidarzusammenhang. Die Familie ist als solche die ‚natürliche‘ Einheit des Zusammenlebens, was dann die besondere Interaktionsnähe von Vater, Mutter und Kindern im Gefolge hat, usw. Und der soziologische Begriff der ‚nuclear family‘, gemeint im Sinne der (selbst nicht mehr teilbaren) Elementareinheit der Verwandtschaftsordnung, affirmiert diesen Einheitssinn, den auch das Inzesttabu mit seinen innerfamilialen ‚Scheidungen‘ und Zutrittsverboten nicht irritieren kann.

Sieht man nun aber schärfer hin, dann zeigt sich ‚die Familie‘ schnell als eine nur *synthetische* Einheit, als eine Ganzheit, die durchaus Heterogenes in sich ‚vereint‘ und die vor allem zustandegebracht ist durch die *Koppelung* von Liebesehe/Partnerschaft und Elternschaft. Indem man das herausstellt, hat man den Blick geschärft für die Wahrnehmung einer der Konstitution der Familie innewohnenden *Differenz* – für die Differenz und Nichtidentität eben von Partnerschaft/Ehe und Elternschaft. Und in diesem Sinne geht es mir um die Dekomposition ‚der Familie‘. Das ist nun aber nichts schlechterdings Neues. Ich erinnere nur an Durkheims eigentümlichen Begriff der ‚Gattenfamilie‘ (zur Kennzeichnung des spezifisch modernen Familien-

typus). Die familienzyklisch gemeinte Pointe dieser Begriffsbildung war ja: Ehe und Familie gehen *zeitlich* nicht ineinander auf, denn die Ehe überdauert ja (als „empty nest“) das Zusammenleben der Familie. Ehe und Elternschaft ‚kohabitierten‘ also nur temporär und befristet – bis zum Auszug der Kinder und bis zu deren eigener Familiengründung. In Durkheims Augen war, in Differenz zur Elternschaft, die *Gattenbeziehung* die ‚stabile Zone‘ der Familie. Heute sehen wir es teilweise gerade umgekehrt: die Instabilität der *Ehen* stört und gefährdet vielfach die Bindung und Stabilität, auf die uns – vom Kind her – das Eltern-Kind-Verhältnis essentiell angewiesen scheint. Im übrigen ist das Argument, dass ‚good marriage‘ sich nicht automatisch in ‚good parenthood‘ verlängert und ‚good parenthood‘ durchaus mit ‚poor marriage‘ zusammengehen kann, der Child Development-Forschung durchaus vertraut (vgl. etwa Belsky & Fearon 2004). Und so liegt es heute mehr und mehr nahe, die familale Koppelung von Partnerschaft und Elternschaft als *riskante* Koppelung zu charakterisieren.

Ich möchte darüber hinaus abschließend nur noch zweierlei festhalten: *Einerseits* ist im Blick auf Partnerschaft und Elternschaft der qualitativ differente Sinn und Eigensinn dieser beiden Beziehungsmuster zu betonen. Beide haben ihren Liebesakzent, aber die Heterogenität zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die *eine* Beziehung ‚kündbar‘ ist, die andere aber nicht, dass die *eine* für bestandsgefährdende Konflikte anfällig ist und als Liebesverhältnis ‚scheitern‘ kann, die andere aber nicht. Die eine Beziehung hat ein spezifisches (in ‚intakten‘ Verhältnissen weitgehend latent bleibendes) ‚Treue‘/‚Untreue‘-Problem, die andere weiß davon kaum etwas. Es muss hier bei diesen Andeutungen bleiben. *Andererseits* kann man im Blick auf die aktuellen Veränderungen der Familienlandschaft teilweise wenigstens Anlass sehen, von einer zunehmenden Dissonanz, ja Inkompatibilität zwischen den beiden Beziehungsmustern zu sprechen. An den vermehrten ‚Familienscheidungen‘ lässt sich das unschwer aufzeigen (vgl. Tyrell 2001: 58ff.), also an den Scheidungen von Ehen mit gemeinsamen Kindern. Hier sind es gerade die Kinder, die die Erfahrung des ‚Auseinanderfallens‘ von Partnerschaft/Ehe und Elternschaft machen müssen. Der Konflikt, der die Eltern (als Eheleute) ‚auseinandergehen‘ lässt, betrifft eben eine Beziehung unter den ihm Nächststehenden, an der das Kind selbst *nicht* teilhat. Im übrigen darf auch von einer ‚Auseinanderentwicklung‘ von Partnerschaft und Elternschaft die Rede sein: beide Beziehungen kommen zunehmend auch *ohne* die andere aus, kommen – als kinderlose Partnerschaft bzw. als Alleinerziehen (im Sinne purer Elternschaft) – auch je für sich zurecht. Man kann es resümierend auch in der Sprache Max Webers sagen: Partnerschaft und Elternschaft sind in den letzten Jahrzehnten zunehmend in ein *Spannungsverhältnis* zueinander geraten, und damit steht, um auf das ‚Familienleitbild‘ zurückzukommen, die ‚Einheit der Familie‘ schwerlich noch in jener Geltung der Selbstverständlichkeit da, wie sie ihr in der Nachkriegszeit zukam und wie sie mit der Kernfamilienterminologie gerade auch durch die seinerzeitige Familiensoziologie so nachdrücklich affirmiert wurde.

Literatur

- Belsky, J. & Fearon, R.M.P. (2004). Exploring marriage-parenting typologies and their contextual antecedents and developmental sequelae. In: *Development and Psychopathology* 16: 501-523.
- Claessens, D. (1967). Familie und Wertsystem. Eine Studie zur „zweiten, sozio-kulturellen Geburt“ des Menschen. 2. überarb. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot.
- Hoffmann-Riem, Chr. (1984). Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Hoffmann-Riem, Chr. (1994). Elementare Phänomene der Lebenssituation. Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Keppler, A. (1994). Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Tyrell, H. (2001). Das konflikttheoretische Defizit der Familiensoziologie. Überlegungen im Anschluss an Georg Simmel. In: Johannes Huinink u.a. (Hrsg.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand der familiensoziologischen Theoriebildung*. Würzburg: Ergon, S. 43-63.
- Tyrell, H. & Herlth, A. (1994). Partnerschaft versus Elternschaft. In: Alois Herlth u.a. (Hrsg.) *Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft*. Berlin u.a.: Springer-Verlag, S. 1-15.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hartmann Tyrell
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Postfach 100 131
D-33501 Bielefeld

Email: hartmann.tyrell@uni-bielefeld.de

Guy Bodenmann

Positionsbestimmung in der Paar- und Familienpsychologie

Current situation of couple and family psychology

Zusammenfassung

Dieser Beitrag gibt einen Überblick über gewisse Themen und Strömungen in der Paar- und Familienpsychologie, die aktuell besondere Aufmerksamkeit erfahren. Diese werden nach dem Gesichtspunkt der familienpsychologischen Grundlagenforschung versus der familienpsychologischen Anwendungsforschung unterschieden. Diese Zusammenstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern zeigt lediglich einige Tendenzen auf. Forschungsthemen, die künftig noch mehr Beachtung finden sollten, werden ebenfalls kurz gestreift.

Schlagerworte: Familie, Partnerschaft, Scheidung, Stress, Bindung, Paartherapie.

Abstract

This article tries to resume some of the theoretical and empirical issues that attract currently high attention within the field of marital and family psychology. Although no exhausting overview can be given, some relevant topics are presented and discussed with regard to basic research in family psychology and their application in prevention and psychotherapy. Themes that merit more consideration in the future are also addressed.

Key words: family, couple, divorce, stress, attachment, marital therapy.

Einleitung

Die psychologische Paar- und Familienforschung gehört erst seit den 1980er Jahren zum festen Bestandteil der psychologischen Forschung in den deutschsprachigen Ländern Europas, richtig zu etablieren begann sie sich jedoch erst in den 1990er Jahren, zeitgleich mit dem Erscheinen der wegweisenden Schrift „*Familienpsychologie*“ von Schneewind (1991). Seither hat sich die Paar- und Familienforschung im deutschen Sprachraum markant entfaltet, was sich mitunter in der stetigen Zunahme von Publikationen in diesem Bereich niederschlägt. Schneewind (2000) hat dieser Entwicklung in seinem Buch „*Familienpsychologie im Aufwind: Brückenschlag zwischen Forschung und Praxis*“ ebenso Ausdruck gegeben wie Walper und Pekrun (2001) in „*Familie und Entwicklung. Perspektiven der Familienpsychologie*“.

Dieses wachsende Interesse an der Familienforschung spiegelt sich zudem in der Gründung von einschlägigen Instituten seit Mitte der 1990er Jahre wider. So wurden 1994 zeitgleich *Familienforschungsinstitute* in Deutschland (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg), Österreich (Österreichisches Institut für Familienforschung) und der Schweiz (Institut für Familienforschung und -beratung der Universität Fribourg) errichtet, die seither eine rege wissenschaftliche Aktivität entwickelt haben, wie die jährlich erscheinenden Jahresberichte dieser drei Institutionen erkennen lassen. Das steigende Interesse an der psychologischen Familienforschung zeigt auch die Gründung der *Academy of Family Psychology* im Jahre 1990, bei welcher von Anfang an namhafte deutschsprachige Forscherinnen und Forscher mitwirkten sowie der interdisziplinären *European Society on Family Relations* im Jahre 2002 oder die alle zwei Jahre stattfindende *Münchener Tagung zur Familienpsychologie* unter der Leitung von Klaus Schneewind, die dieses Jahr zum vierten Mal einen Überblick über die *State of the Art* im Bereich der Paar- und Familienforschung in Deutschland, Österreich und der Schweiz gibt. Ein weiteres Beispiel für die heutige feste Verankerung der Familienforschung im öffentlichen Bewusstsein (wobei die psychologische Familienforschung hier eine zentrale Rolle spielt) stellt das *Online-Familienhandbuch* von Fthenakis und Textor (2001) dar, welches seit seiner Aufschaltung vor rund vier Jahren eine beeindruckende Resonanz erfuhr. Gemäß Angaben von Martin Textor wurde das Online-Familienhandbuch bis im Mai 2005 von 233.000 Benutzern besucht, die 1,2 Millionen Seiten aufriefen.

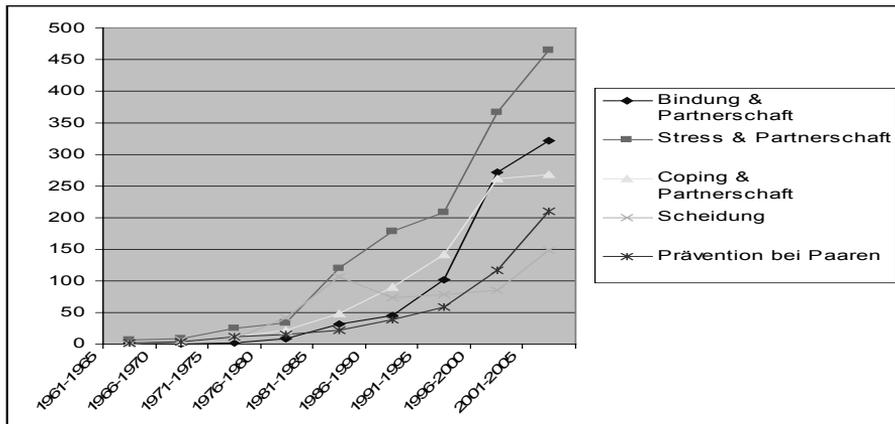
Diese Beispiele zeigen, dass sich die Paar- und Familienpsychologie im deutschen Sprachraum einen festen Platz in der Forschung, in der Universitätslandschaft und im öffentlichen Bewusstsein geschaffen hat. Im Folgenden soll nun ein Überblick über die Aktivitäten dieses Forschungsbereichs gegeben werden, wobei in Anlehnung an Schneewind (1999) die Positionsbestimmung innerhalb der *familienpsychologischen Grundlagenforschung* und der *familienpsychologischen Anwendungsforschung* vorgenommen wird. In der aktuellen Familienpsychologie werden vielfältige Themen bearbeitet (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Einige aktuelle Themen der Paar- und Familienpsychologie

- Bedeutung verschiedener **Familienformen** und ihre Lebensbedingungen
- Familien in ökonomischer **Deprivation** und **Armut**
- **familiale Beziehungsmuster** und ihre Entwicklung
- **Geschwister-** und **Zwillingsbeziehungen**
- **Anpassung der Kinder** an neue Familienformen und Scheidung
- **Sozialisation im Familienkontext** und im sozialen Wandel
- die **Rolle der Väter** in der Familie und für die Entwicklung der Kinder
- **Rollenteilung** und moderne Paarbeziehungen
- **familiäre Gewalt**
- **Work-Life-Balance** (Verträglichkeit von Familie und Beruf)

Dabei soll insbesondere auf Schwerpunkte und aktuelle Strömungen in diesen beiden Bereichen eingegangen werden, welche in den letzten Jahren besondere Beachtung und Resonanz erfahren haben, was sich zum einen in ihrem Publikationsvolumen niederschlägt (siehe Abbildung 1) wie auch in Überblicksartikeln (vgl. z.B. Gottman/Notarius 2002).

Abbildung 1: Publikationshäufigkeiten zu verschiedenen aktuellen Themen der Paar- und Familienpsychologie im Vergleich (PsycINFO)



Familienpsychologische Grundlagenforschung

Inhaltliche Schwerpunkte

Es ist keine leichte Aufgabe, Bereiche innerhalb der Paar- und Familienpsychologie zu benennen, die aktuell die meiste theoretische Beachtung verdienen und die stärkste Forschungsaktivität stimulieren, da die paar- und familienpsychologischen Themen auch von verschiedenen Disziplinen innerhalb der Psychologie bearbeitet werden (z.B. Entwicklungspsychologie, Sozialpsychologie, Persönlichkeitspsychologie, Klinische Psychologie, Gesundheitspsychologie). Dennoch möchte ich den Versuch wagen, einige Trends nachzuzeichnen, welche in der Grundlagenforschung der Paar- und Familienpsychologie der letzten Jahre einen nennenswerten Boom erfahren haben. Während in den 1970er und 1980er Jahren insbesondere die Interaktionsforschung zur Frage nach Unterschieden zwischen zufriedenen und unzufriedenen Paaren oder dysfunktionalen und funktionalen Familien im Vordergrund standen (Weiss/Heyman 1997), erlebte Ende der 1980er Jahre bis Mitte der 1990er Jahre die *Attributionsforschung* insbesondere bei Paaren aber auch bei Familien ein gesteigertes Forschungsinteresse. Aktuell können neben einer Vielzahl von Forschungsthemen (wie z.B. die Bedeutung verschiedener Familienformen und ihre Lebensbedingungen, Familien in ökonomischer Deprivation und Armut, familiäre Beziehungsmuster und ihre Entwicklung, Geschwister- und Zwillingsbeziehungen, Anpassung der Kinder an neue Familienformen und Scheidung, Sozialisation im Familienkontext und im sozialen Wandel, die Rolle der Väter in der Familie und für die Entwicklung der Kinder, Rollenteilung und moderne Paarbeziehungen, familiäre Gewalt, etc.) vier Schwerpunkte ausgemacht werden, die m.E. zurzeit die stärkste Resonanz im deut-

schen Sprachraum aber auch international erfahren oder aber von ihrer Bedeutung her besondere Beachtung verdienen: (a) die *Bindungsforschung* bei Paaren und Familien, (b) die *Scheidungsforschung*, (c) die *Stressforschung* bei Paaren und Familien und (d) die *Copingforschung* bei Paaren und Familien. Alle vier Themen stimulierten in den letzten Jahren sowohl im deutschen Sprachraum wie auch international eine bemerkenswerte Forschungsaktivität, welche sich in einer Vielzahl von Publikationen niederschlug.

Bindungsforschung bei Paaren

Während in den Anfängen der Bindungsforschung die Mutter-Kind-Beziehungen im Vordergrund standen (Ainsworth/Bell/Stayton 1974; Bowlby 1969) hat die Bindungsforschung im Erwachsenenalter (vgl. wegweisende Beiträge von Bartholomew 1990; Gloger-Tippelt 2001; Hazan/Shaver 1987) und insbesondere in der Partnerschaft in den letzten Jahren einen unvergleichlichen Aufschwung erlebt, was sich in einer beeindruckenden und anhaltenden Häufigkeit an Publikationen zu diesen Fragestellungen in führenden Zeitschriften der Paar- und Familienpsychologie widerspiegelt, so etwa in den amerikanischen Fachzeitschriften *Personal Relationships* und *Journal of Social and Personal Relationships*. Ein Großteil dieser Publikationen bezieht sich dabei auf Bindung in Partnerschaften, davon ausgehend, dass das lebenslange Bedürfnis nach Nähe und Geborgenheit, welches man in der Kindheit durch die Bindung zu den Eltern (oder der Mutter) zu stillen versuchte, nun im Erwachsenenalter vom Partner zu erhalten strebt (vgl. Berlin/Cassidy 1999). Während einige interessante theoretische Beiträge z.B. zum Zusammenhang zwischen Bindung, Partnerschaftsentwicklung, Familienentwicklung und der Entwicklung der Kinder des Paares präsentiert wurden (z.B. Mikulincer/Florian/Cowan/Cowan 2002), stellen die meisten Beiträge empirische Arbeiten dar. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigen dabei relativ homogen, dass eine sichere Bindung mit einer höheren Partnerschaftsqualität und einem günstigeren Partnerschaftsverlauf (vgl. z.B. Banse 2004; Feeney 1999; Shaver/Hazan 1993) sowie einer besseren dyadischen Interaktion zwischen den Partnern einhergeht (z.B. Feeney 2002; Wampler/Shi/Nelson/Kimball 2003). Die Beziehung von sicher gebundenen Paaren ist dabei durch mehr Selbstöffnung, wechselseitiges Vertrauen, positive Emotionalität und Zärtlichkeit sowie eine günstigere Konflikt- und Problemlösung gekennzeichnet (z.B. Crowell/Fraley/Shaver 1999; Guerrero 1998). Sicher gebundene Personen sind zudem häufiger verheiratet (rund 80% der verheirateten Paare weisen eine sichere Bindung auf) und führen meist einen gemeinsamen Haushalt mit dem Partner. Ängstlich-vermeidende, ängstlich-ambivalente und gleichgültig-vermeidende Paare, welche unsicher gebundene Paare repräsentieren, scheinen dagegen eine weniger tragfähige Partnerschaft aufzuweisen. Das Ausmaß an emotionaler Selbstöffnung ist bei diesen Bindungstypen reduziert, die Beziehungsdefinition häufig unklarer, die wechselseitige Aufeinanderbezogenheit schwächer ausgeprägt und die Stabilität der Beziehungen deutlich niedriger als diejenige von sicher gebundenen Paaren. Das höchste Risiko für Trennung/Scheidung weisen Paare mit einer gleichgültig-vermeidenden Frau und

einem ängstlich-ambivalenten Mann auf, wohingegen Paare mit einer ängstlich-gebundenen Frau und einem vermeidend-gebundenen Mann durchaus längerfristig stabil sein können (vgl. Bierhoff/Grau 1999; Cina 1997; von Sydow /Ullmeyer 2000).

Neuere Studien fokussieren dabei nicht mehr nur diese direkten Assoziationen, sondern testen vermehrt auch Moderator- und Mediatormodelle unter Einbezug von Stress, Befinden, Bindung und Partnerschaftsqualität (vgl. Meyers/Landsberger 2002).

In neueren Beiträgen wird die Bindungstheorie auch im Rahmen der Emotionsregulation bei Paaren (z.B. im Zusammenhang mit der Regulation von Gefühlen wie Eifersucht, Hass, Angst vor Zurückweisung, Demütigung; vgl. Feeney 2005; Mikulincer/Shaver 2005) oder im Kontext der *Copingforschung* herangezogen. So zeigen beispielsweise Arbeiten von Lussier, Sabourin und Turgeon (1997) und Mikulincer und Florian (2001), dass Unterschiede im Bewältigungsverhalten der verschiedenen Bindungstypen beobachtbar sind. So praktizieren sicher gebundene Partner häufiger sachbezogenes *Coping*, ängstlich gebundene eher emotionsbezogenes und vermeidende Partner öfters vermeidendes *Coping*, wobei die Zuweisung nicht immer eindeutig möglich ist. Lussier et al. (1997) fanden zudem eine Moderatorwirkung des individuellen *Copings* im Zusammenhang mit dem Bindungsstil und der Partnerschaftsqualität. Insgesamt liegen jedoch erst wenige Studien zum Zusammenhang zwischen Stress, *Coping* und Partnerschaft (vgl. Feeney /Kirkpatrick 1995) respektive zu dyadischem *Coping* und Bindungstypen vor (Cina 1997).

Der Nutzen der Bindungsforschung für den klinischen Kontext (z.B. Paartherapie) wird in neueren Beiträgen ebenfalls reflektiert (z.B. Wampler et al. 2003), wonach eine Thematisierung von Bindungsaspekten in der Paartherapie in etlichen Fällen indiziert sein könnte.

Bindungsforschung bei Familien

Neben dem Aufschwung der Bindungsforschung bei Paaren konstatiert man erneut auch ein stärkeres Interesse an den *Attachment*-Theorien im Kontext der Familie allgemein. Dies wird beispielsweise durch die beiden im Jahr 2004 erschienenen Bücher von Liselotte Ahnert „*Frühe Bindung: Entstehung und Entwicklung*“ und Klaus und Karin Grossmann „*Bindung: das Gefüge psychischer Sicherheit*“ dokumentiert. Diese beiden Bücher stehen für eine ganze Reihe von jüngst alleine im deutschen Sprachraum publizierten Schriften zur Bindungstheorie und ihrer Bedeutung beispielsweise im entwicklungspsychologischen oder klinischen Kontext (z.B. Spangler/Zimmermann 1995; Strauss/Buchheim /Kächele 2002). Das Thema der Bindung in der Familie hat dabei vor allem auch vor dem Hintergrund der wachsenden Mobilität, der weit verbreiteten Berufstätigkeit beider Eltern und der *Fremdbetreuung* von Kindern in Krippen und anderen vorschulischen Einrichtungen für Kinder (z.B. Kindertagesstätten) erneut an Aktualität und Brisanz gewonnen. Interessant ist jedoch auch die Frage, welchen Beitrag die Väter für den Bindungsaufbau ihrer Kinder leisten können und in Wirklichkeit in unserer Gesellschaft auch leisten.

Die Befunde der neueren Bindungsforschung, die auch hohen methodischen Ansprüchen genügen, sind für die Frage der Fremdbetreuung von Kindern in hohem

Masse bedeutsam, wenn auch politisch häufig brisant. Entsprechend wichtig sind Schriften, wie die des *NICHD Early Child Care Research Network* (2003), welche der Frage nachgehen, welche Auswirkungen die Krippenbetreuung für das Befinden der Kinder hat. Die Studie zeigt, dass externalisierende Verhaltensprobleme der Kinder (z.B. aggressives Verhalten, Ungehorsam) und die Konflikthäufigkeit mit Erwachsenen (gemäß Angaben der Eltern, Erzieher und Lehrer) im Alter von viereinhalb Jahren respektive beim Eintritt in den Kindergarten signifikant positiv mit der Dauer der frühkindlichen familienexternen Kinderbetreuung korreliert sind – und dies weitgehend unabhängig vom Typ und von der Qualität der Krippenbetreuung. Ahnert und Lamb (2003) resümieren, dass Familien, die außerfamiliäre Kinderbetreuung in Anspruch nehmen, häufig ihr Betreuungsverhalten gegenüber ihren Kindern verändern, indem sie versuchen, die Bindung vor allem über eine affektive Interaktion zu den Zeiten, wo sie mit den Kindern zusammen sind (morgens und abends), aufrechtzuerhalten. Es zeigt sich jedoch, dass Eltern von tagesbetreuten Kindern häufig weniger responsiv und kontingent auf Stresssignale ihrer Kinder reagieren, was es schwierig machen kann, den emotionalen Bedürfnissen der Kinder gerecht zu werden. Hinzu kommt, dass lange Aufenthaltszeiten in außerfamiliärer Betreuung das Bindungsbedürfnis des Kindes erhöhen, die Eltern jedoch nicht adäquat darauf eingehen können, da sie nach einem langen Arbeitstag selber müde und erschöpft sind. Ahnert und Lamb (2003) rufen deshalb die Bedeutung der mütterlichen Sensitivität gegenüber den Bindungsbedürfnissen der Kinder gerade in Stresssituationen in Erinnerung und mahnen, dass die Auswirkungen von Fremdbetreuung durch diese Variable moderiert werden.

Dieser Forschungsstrang innerhalb der Familienpsychologie darf als von hoher gesellschaftlicher und familienpolitischer Bedeutung angesehen werden und es ist zu wünschen, dass in den nächsten Jahren eine Reihe weiterer relevanter Befunde zur Bindungsforschung publiziert werden.

Scheidungsforschung bei Paaren und Familien

Scheidungsursachen. Seit den 1990er Jahren hat sich die Paarforschung vermehrt mit der Frage von *Scheidungsprädiktoren* zu befassen begonnen. Dabei interessiert vor allem die Frage, welche Variablen bereits zu Beginn der Partnerschaft respektive zu einem möglichst frühen Zeitpunkt, den Verlauf der Paarbeziehung und deren Scheidungsrisiko vorhersagen lassen. Bahnbrechend in diesem Kontext waren vor allem die Arbeiten der Forschergruppe um John Gottman von der University of Washington in Seattle (z.B. Carrère/Buehlman/Gottman/Coan/Ruckstuhl 2000; Gottman 1994; Gottman/Coan/Carrère/Swanson 1998) sowie die Gruppe um Thomas Bradbury an der UCLA (z.B. Bradbury 1998; Bradbury/Fincham/Beach 2000; Karney/Bradbury 1995), welche eine Vielzahl von Veröffentlichungen zu dieser Fragestellung in den letzten Jahren vorgewiesen haben. Im deutschen Sprachraum wurden Längsschnittstudien von Bodenmann und Cina (2000), Bierhoff und Grau (1996), Brandtstätter und Felser (2003) sowie Schneewind et al. (1997) zu dieser Fragestellung publiziert. Aktuell läuft zudem eine mehrjährige prospektive Längsschnittstudie zur

Frage, was Ehen zusammenhält, unter der Leitung von Klaus Schneewind und Eva Wunderer von der Universität München.

Wie mehrere Überblicksartikel zeigen (z.B. Bodenmann 2001; Karney/Bradbury 1995) liegt heute eine Reihe von gesichertem Wissen zu Risikofaktoren für Partnerschaften vor, welche eine richtige Vorhersage von Trennung und Scheidung aufgrund psychologischer Variablen im Durchschnitt mit mehr als 80% Vorhersagegenauigkeit (richtige Zuordnung der Paare zur Gruppe der stabilen versus instabilen Paare) erlauben. Als wichtigste Prädiktoren für Scheidung erweisen sich dabei (a) Neurotizismus eines oder beider Partner und (b) Kompetenzdefizite der Partner bezüglich dyadischer Kommunikation (hohe Negativität bei gleichzeitig geringer Positivität in der Interaktion, negative Reziprozität bis hin zu eskalativen Verläufen und Zwangsprozess), Problemlösung (ineffiziente oder fehlende Problemlösung) und Stressbewältigung (dysfunktionale individuelle oder dyadische Stressbewältigung). Neben prospektiven Längsschnittstudien zeigen auch *retrospektive Studien* zu subjektiven Scheidungsgründen interessante Befunde (vgl. Schneider 1990). Analog zu den Längsschnittstudien führen auch die Geschiedenen selber (insbesondere die Frauen) die Scheidung häufig auf Kompetenzdefizite des Partners zurück, gefolgt von einem geringen Engagement für die Partnerschaft und emotionaler Entfremdung zwischen den Partnern, wie eine jüngst abgeschlossene deutsch-italienisch-schweizerische Studie zeigt (Bodenmann et al. 2005). Damit erhält die Aussage, dass insbesondere Kompetenzen der Partner zentral für das längerfristige Gelingen einer Partnerschaft sind weitere empirische Unterstützung. Entsprechend wichtig erweist sich die nach wie vor aktive Interaktionsforschung bei Paaren und Familien (vgl. Schneewind/Gerhard 2002), welche in neuerer Zeit neben ihrem Schwerpunkt auf der Positivität und Negativität in der dyadischen Interaktion (vgl. soziale Lerntheorien) vermehrt auch neue Aspekte fokussiert, wie *supportives Verhalten* oder *dyadisches Coping* (z.B. Bodenmann 2000; Cutrona 1996; Verhofstadt/Buysse/Ickes/De Clercq/Peene 2005), *Annäherungs-Vermeidungs-Muster* (z.B. Cauglin 2002) und *Aggression und Gewalt* in dyadischen Interaktionen (z.B. Lawrence/Bradbury 2001; Rogge/Bradbury 1999). Neben diesen empirischen Studien wurden auch neuere Modelle zum Verständnis von Scheidungen vorgeschlagen, so das *sozial-physiologische Modell* von Gottman (1994), das *Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell* von Karney und Bradbury (1995) sowie im deutschen Sprachraum das *Resilienz-Modell der Partnerschaft* von Lösel und Bender (1998) und das *Stress-Scheidungs-Modell* von Bodenmann (2004).

Scheidungsfolgen. Ein weiterer Strang der Scheidungsforschung beschäftigt sich mit den *Folgen von Scheidung* für die betroffenen Partner und die Kinder. Diese Fragestellung wird heute international meist in prospektiven Längsschnittstudien untersucht, welche ein relativ verlässliches Bild von den Folgen der Scheidung insbesondere für die Kinder geben (vgl. Amato 2001, 2003; Dreman 2000; Kelly 2000; Kelly/Emery 2003; Schmidt-Denter/Beelmann 1997; Schmitz/Schmidt-Denter 1999; Walper/Schwarz 1999). Dabei zeichnet sich ab, dass nicht nur die direkten und indirekten Auswirkungen der Scheidung für die weitere Entwicklung der Kinder und ihre Adaptation an das Ereignis relevant sind, sondern insbesondere die Qualität der Beziehung zwischen den Eltern respektive die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern

vor, während und nach der Scheidung (vgl. Cummings/Davies 2002; Krishnakumar/Buehler 2000; Morrison/Coiro 1999).

Stressforschung bei Paaren und Familien

Die Stressforschung bei Familien bildet seit den 1930er Jahren einen eigenständigen Strang innerhalb der Stressforschung, der allerdings lange von der Stressforschung bei Individuen kaum wahrgenommen wurde und sich völlig unabhängig von ihm entwickelte. Lange Zeit war das ABC-X-Modell (vgl. Hill 1949; McCubbin/Patterson 1983) das dominierende und prominenteste Stressmodell im Bereich der Familie, welches sich empirisch als äußerst fruchtbar erwies und eine Vielzahl von Studien stimulierte. Der eigentliche Aufschwung in der Stressforschung bei Paaren und Familien erfolgte allerdings erst zu Beginn der 1990er Jahre. Zeitgleich in den USA (z.B. Coyne/Smith 1991; DeLongis/O'Brien 1990) und in Europa (z.B. Bodenmann/Perrez 1991; Bodenmann 2000; Perrez 2000, 2005; Schneewind 1999) entwickelten Forscher unabhängig voneinander eigene Stress- und *Coping*-Modelle bei Paaren und Familien, die zunehmende Resonanz erhielten und die sich von der individuums-zentrierten Sicht von Stress und *Coping* (vgl. Lazarus/Folkman 1984) distanzieren. Dabei wurden Stresstaxonomien bei Paaren (z.B. Bodenmann 2000; Karney/Story/Bradbury 2005; Story/Bradbury 2004) und Familien (z.B. Perrez 2000; Schneewind 1999) vorgeschlagen, welche auch in neueren Forschungsarbeiten ihren Niederschlag gefunden haben. So dürfte sich v.a. die Unterscheidung und systematischere Auseinanderhaltung von *paarinternem Stress* (der innerhalb der Partnerschaft entsteht, z.B. infolge von unterschiedlichen Zielen, Bedürfnissen, Konflikten oder auch der Sorge um den Partner) und *paarextremem Stress* (Stress, der außerhalb der Partnerschaft entsteht, d.h. primär nichts mit dem Partner zu tun hat) als nützlich erweisen, um Konfundierungen dieser beiden Stressarten (welche leider in einigen Forschungsarbeiten zu finden sind) zu vermeiden und damit die Reliabilität und Validität von Befunden zu Auswirkungen von Stress auf die Partnerschaft oder Familie zu erhöhen.

Wie erwähnt hat dabei die Stressforschung bei Paaren und Familien in den letzten Jahren einen regelrechten Aufschwung erfahren, der sich in einer wachsenden Zahl von Publikationen widerspiegelt (vgl. Bodenmann 1995, 2000, 2005; Cohan/Bradbury 1997; Karney et al. 2005; Revenson et al. 2005; Story/Bradbury 2004). Die meisten Arbeiten befassen sich dabei mit der Frage, welche Folgen (externer) Stress für das Paar- oder Familiensystem hat, wobei Effekte von Stress auf die dyadische oder familiäre Kommunikation (z.B. Bodenmann 2000, Neff/Karney 2004; Repetti 1989) und Affektregulation (z.B. Wilhelm/Perrez 2004, Wilhelm/Schöbi/Perrez 2004), das psychische und physische Befinden der Partner und Familienmitglieder (z.B. Revenson et al. 2005), die Partnerschafts- oder Familienzufriedenheit (z.B. Bodenmann 2000) und das Scheidungsrisiko von Paaren (z.B. Bodenmann/Cina 2000; Rogge/Leonard/Bradbury 2005) untersucht werden. Die Studien zeigen dabei relativ homogen, dass vor allem *Alltagsstress* („daily hassles“), nicht aber kritische Lebensereignisse signifikant negativ mit einer ungünstigeren Kommunikation (mehr

Rückzug in der Kommunikation, mehr Hostilität und weniger Positivität), einem schlechteren Befinden der Partner, einer niedrigeren Partnerschaftsqualität und einem höheren Scheidungsrisiko einhergehen.

Repetti und Wood (1997) konnten zudem einen negativen Effekt von Stress auf das Erziehungsverhalten nachweisen.

Die hohe aktuelle Attraktivität von Stress und Partnerschaft respektive Stress und Familie als Forschungsthemen belegt auch das europäische Projekt zur *Verträglichkeit von Beruf und Familie* („family life and professional work: Conflict and synergy“), welches die internen und externen Stressoren und Ressourcen von jungen Paaren mit Vorschulkindern im Kontext der Schnittstelle von Beruf und Familie untersucht. Das Projekt, welches in sieben Ländern (Belgien, Deutschland, Italien, Niederlande, Österreich, Portugal, Schweiz) läuft, kann dabei auf Daten (Selbstberichtsdaten mittels Fragebögen und computerunterstützter ereignisnaher Protokollierung im Feld) einer beachtlichen Stichprobe von rund 1400 Paaren zurückgreifen.

Innerhalb der Stressforschung bei Paaren und Familien hat zudem die *psychobiologische Forschung* (physiologische und endokrinologische Parameter) in neuester Zeit zusehends an Bedeutung gewonnen. Inspiriert durch die frühen Arbeiten von Gottman und Levenson (1992) haben neuere Forschungsarbeiten zuverlässig nachweisen können, dass eine niedrige Partnerschaftsqualität mit schlechteren Immunfunktionen und einem niedrigeren physischen Befinden einher geht (vgl. Kiecolt-Glaser et al. 2003; Robles/Kiecolt-Glaser 2003). Partnerschaftskonflikte sind zudem nachweislich mit einem höheren Blutdruck und einer schnelleren Herzfrequenz assoziiert (vgl. Broadwell/Light 1999), wobei ein hostiler Interaktionsstil bei den negativ interagierenden Partnern mit einem höheren Katecholaminspiegel einher geht (vgl. Malarkey et al. 1994). Diese multi-methodale Erfassung des Zusammenspiels von psychischen, sozialen und biologischen Prozessen bei Paaren und Familien dürfte in nächster Zukunft weiter an Bedeutung gewinnen.

Coping-Forschung bei Paaren und Familien

Innerhalb der Stressforschung bei Paaren und Familien hat sich ein Konstrukt entwickelt, welches inzwischen einen breiten Niederschlag in der deutschsprachigen und amerikanischen Literatur gefunden hat, das *dyadische Coping*. Konzepte zur dyadischen (partnerschaftlichen) Stressbewältigung tauchten zeitgleich in den USA („relationship-focused coping“ von Coyne/Smith 1991; „empathic coping“ von DeLongis/O’Brien 1990) und im deutschen Sprachraum anfangs der 1990er Jahre auf (Bodenmann/Perrez 1991; Bodenmann 1995, 2000) und stimulierten seither international eine Vielzahl von theoretischen und empirischen Schriften, welche in den Büchern „*Stress und Coping bei Paaren*“ von Bodenmann (2000), „*Gemeinsame Stressbewältigung*“ von Buchwald et al. (2003) oder dem Buch „*Couples coping with stress: Emerging perspectives on dyadic coping*“ von Tracy Revenson, Karen Kayser und Guy Bodenmann im Jahr 2005 ihren fruchtbaren Niederschlag fanden. Der Begriff, der ursprünglich von Bodenmann eingeführt wurde und supportives, delegiertes oder gemeinsames Bewältigungsverhalten von Paaren umschrieb, wurde

zudem in neuester Zeit auch auf Bewältigungsverhalten von anderen Dyaden (z.B. Freunden, Kollegen) ausgeweitet (vgl. Buchwald 2002), eine Entwicklung, der allerdings nicht unkritisch entgegengesehen wird, da dyadisches *Coping* (als *Coping*-Form bei Paaren in Ergänzung zum individuellen *Coping* beider Partner einzeln) bewusst theoretisch und konzeptionell vom Begriff der *sozialen Unterstützung* (auch der sozialen Unterstützung in der Partnerschaft, vgl. Cutrona 1996) abgegrenzt wurde. Dies aus mehreren Gründen: (a) Unterstützung in der Partnerschaft ist qualitativ anders als Unterstützung durch paarexterne Personen, (b) Unterstützung durch den Partner ist nicht primär altruistisch motiviert, sondern dient dem unterstützenden Partner selber in hohem Maße, da es ihm nur so gut gehen kann, wie es dem anderen Partner geht; vgl. Interdependenz des Befindens in Paarbeziehungen und daher auch hohe Motivation beider Partner, den anderen in seiner Stressbewältigung zu unterstützen), (c) dyadisches *Coping* umfasst mehr als nur unterstützendes Verhalten, es beschreibt einen systemisch-prozessualen Akt des Sendens von Stresssignalen und des Eingehens auf diese Signale seitens des Partners, wobei neben dem unterstützenden (supportiven) dyadischen *Coping* auch das gemeinsame und delegierte dyadische *Coping* unterschieden werden, (d) dyadisches *Coping* kann auch negativer Ausprägung sein (hostiles, ambivalentes oder floskelhaftes dyadisches *Coping*) und kann in gewissen Situationen dysfunktional sein.

Eine Reihe von Studien unterstreicht die Bedeutung des dyadischen *Copings* im Kontext der Partnerschaft und Familie. So zeigt sich übereinstimmend, dass dyadisches *Coping* mit einem besseren dyadischen Funktionsniveau sowohl bei Selbstberichtsdaten (z.B. Badr 2004; Bodenmann 1995, 2000; Walen/Lachman 2000) als auch bei Verhaltensbeobachtungsdaten (z.B. Bodenmann 2000; Cutrona/Suhr 1992; Pasch/Bradbury 1998) einhergeht. Dyadisches *Coping* ist nicht nur deshalb mit einer höheren Partnerschaftszufriedenheit assoziiert weil es *Spill-over*-Prozesse von externem Stress des einen Partners auf die Gesamtdyade zu reduzieren hilft, sondern insbesondere weil dyadisches *Coping* das „Wir-Gefühl“ des Paares, das Gefühl wechselseitiger Unterstützung und damit Vertrauen, Intimität und Sicherheit fördert. Ferner belegt eine Reihe von Studien positive Zusammenhänge zwischen dyadischem *Coping* und dem Befinden der Partner respektive ihrer Adaptationsleistung an chronische Krankheiten (z.B. Acitelli/Badr 2005; Hagedoorn/Buunk/Kuijer/Wobbes/Sanderman 2000; Manne et al. 2003; Revenson 1994; Rohrbaugh et al. 2002).

Methodische Schwerpunkte

In methodischer Hinsicht hat sich in den letzten Jahren ebenfalls viel getan. Obgleich gemäß Gottman und Notarius (2002) in der Paar- und Familiendiagnostik weiterhin international Fragebogenverfahren dominieren, obwohl die systematische Verhaltensbeobachtung in vielen Fällen die Methode der Wahl wäre, finden sich doch auch einige bemerkenswerte Neuerungen im Bereich der Diagnostik. So die Anwendung von *impliziter Diagnostik* im Rahmen der Paarforschung (Erfassung von Variablen, die nicht explizit zu erfassen vorgegeben werden oder die von den Probanden nicht

willentlich kontrolliert werden können; vgl. Banse 2003), das Verfahren des *Video-Recall* (z.B. Welsh/Dickson 2005), *endokrinologische und physiologische Messungen* bei Paaren und Familien (z.B. Fehm-Wolfsdorf/Groth/Kaiser/Hahlweg 1999; Gottman/Levenson 1992) sowie die computerunterstützte *ereignisnahe Erfassung* von Variablen im Feld (Perrez/Berger/Wilhelm 1998). Das von Perrez et al. (1998) vorgestellte *Family Self Monitoring System (FASEM)* (Mini-Palmtop-Computer) erlaubt die ereignisnahe Abbildung von verschiedenen Verhaltens- und Erlebensvariablen direkt im Feld und bei verschiedenen Protagonisten der Familie gleichzeitig. Die diagnostische Erfassung kann nach der Methode des *Event-Sampling* (sobald das Verhalten oder Erleben auftritt wird es protokolliert) oder des *Time-Samplings* (in vorgegebenen Zeitintervallen erinnert der Minicomputer einen daran, dass gewisse Fragen zu beantworten sind) erfolgen. Das System ist dabei so programmiert, dass es adaptiv in Abhängigkeit der beantworteten Items die weitere Fragenselektion vornimmt (z.B. Fragen zu sozialem *Coping* nur dann, wenn andere Personen anwesend sind), wobei das System eine adaptive Flexibilität aufweist. Innerhalb eines definierten Zeitraums (z.B. während einer Woche) können so mit hoher Reliabilität Variablen bei sämtlichen Familienmitgliedern erhoben werden. All diese genannten diagnostischen Neuerungen erlauben eine für viele Fragestellungen angemessenere Untersuchung dyadischer und familiärer Phänomene und tragen zu einer häufigeren Anwendung von multi-methodalen Ansätzen in der Paar- und Familiendiagnostik bei.

Mehr noch als im diagnostischen Bereich hat sich im Rahmen der Auswertung von Paar- und Familiendaten viel getan. Für dieses gestiegene Interesse an methodischen Fragestellungen und Auswertungsmethoden zeugt auch eine Spezialausgabe der Zeitschrift *Journal of Family Psychology* (Nr. 19, 2005) welche ihre Beiträge exklusiv diesem Thema widmete. Die hohe Komplexität von Paar- und Familiendaten (welche per definitionem abhängige Daten darstellen und meist interaktiven oder zirkulären Charakter haben) hat in den letzten Jahren immer mehr auch methodische Diskussionen stimuliert, wie solche Daten fachgerecht auszuwerten sind. Dabei wurde die Forderung laut, dass Verfahren verwendet werden sollten, welche der Spezifität dieser Variablen Rechnung tragen. Dies sind zum einen Multilevel-Analyseverfahren (vgl. HLM; Raudenbush/Brennan/Barnett 1995), zum anderen Verfahren, welche die Abhängigkeit der Daten kontrollieren (vgl. Cook 1998; Cook/Snyder 2005; Kashy/Kenny 2000; Ledermann/Bodenmann 2006; Neyer 1998). Obgleich in vielen Untersuchungen diese neueren Verfahren noch zu wenig Berücksichtigung finden, werden sie in einigen Jahren international zum Auswertungsstandard gehören.

Familienpsychologische Anwendungsforschung

Neben der familienpsychologischen Grundlagenforschung hat sich in den letzten Jahren ebenfalls sehr viel im Bereich der familienpsychologischen Anwendungsforschung getan. Den vielleicht größten Boom innerhalb der familienpsychologischen Anwendungsforschung hat in den letzten Jahren die Prävention von kindlichen Stö-

rungen durch eine Verbesserung des elterlichen Erziehungsverhaltens oder der mütterlichen Responsivität erfahren.

Präventionsangebote für Eltern

Im Erziehungskontext wurden in den letzten Jahren mehrere Präventionsangebote entwickelt und wissenschaftlich evaluiert, welche von einzelnen Elternkursen über Hilfsmittel für Eltern (Ratgeber, CD-ROM) bis hin zu ganzen Präventionsprogrammen reichen. Im Zentrum stehen dabei meist Ansätze, welche den Eltern aufzeigen, wie sie angemessener mit schwierigen Erziehungssituationen umgehen und in Abhängigkeit ihrer Ziele konsistent erziehen können. Während lange Zeit das *Gordon-training* im deutschen Sprachraum eine Vorrangstellung genossen hatte, wurde diese nun in den letzten Jahren durch neue Angebote aufgeweicht, so das Erziehungsangebot *Starke Eltern – starke Kinder* (Honkanen-Schoberth 2003), ein Programm, welches vor allem vom deutschen Kinderschutzbund stark gefördert wird, das aus den USA stammende *STEP-Programm* (Abidin 1996), welches in Deutschland von Klaus Hurrelmann an der Universität Bielefeld evaluiert wird oder das in Australien entwickelte und von Kurt Hahlweg in Deutschland aufgebaute *Positive Parenting Program (Triple P)* (z.B. Cina/Blattner-Bolliger/Bodenmann/Hahlweg/Sanders 2006; Sanders/Markie-Dadds/Tully/Bor 2000) oder im französischsprachigen Raum der von Jean-Pierre Pourtois entwickelte Elternkurs *Education familiale* (Pourtois/Desmet 2004). Diese Kursangebote für Eltern hat Klaus Schneewind zudem durch eine CD-ROM „*Freiheit in Grenzen*“ für Eltern von Kindern im Alter von 6-12 Jahren und für Eltern von Jugendlichen erweitert. Ziel dieser CD-ROM ist es, den Eltern ein Erziehungskonzept aufzuzeigen, welches den Kindern die Entwicklung einer lebensbejahenden, selbständigen, leistungsbereiten und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit erlaubt. Als drei Hauptkomponenten günstigen elterlichen Verhaltens werden anhand von Videobeispielen (a) elterliche Wertschätzung für das Kind, (b) das elterliche Grenzen setzen sowie (c) das Gewähren von kindlicher Eigenständigkeit aufgezeigt.

Neben Kursen zur Förderung der Erziehungskompetenzen der Eltern, wurden auch weitere Angebote für Eltern oder werdende Eltern geschaffen. So hat Reichle (1999) ein strukturiertes, empirisch fundiertes *Präventionsprogramm für werdende Eltern* vorgestellt, welches als Bausteine (a) Einstellung auf Lebensveränderungen mit den damit einhergehenden Konsequenzen für das Zeitbudget und andere Aktivitäten, (b) gute Gesprächsführung (positive Reziprozität, Zuhörer- und Sprecherregeln), (c) Umgang mit belastenden Gefühlen (Entspannungstechniken, Ärgeranalyse, Ärgerkontrolle) sowie (d) Umgang mit Meinungsverschiedenheiten und Belastungen (konstruktive Konflikt- und Problemlösung) beinhaltet. Trainings zur *Förderung der mütterlichen Sensitivität* gegenüber den Kindern (vgl. weiter oben Ausführungen zur Bindungsforschung), die leider im deutschen Sprachraum noch weitgehend unbekannt sind und nur selten zur Anwendung gelangen, wurden in den letzten Jahren vor allem in den USA entwickelt und empirisch evaluiert (vgl. Dulmus/Rapp-Paglicci 2000; Bakermans-Kranenburg/van Ijzendoorn/Juffer 2003).

Präventionsangebote für Paare und Familien

Neuere Studien belegen, dass Präventionsprogramme für Paare eine respektable Wirksamkeit aufweisen (vgl. Halford/Markman/Kline/Stanley 2003; Shadish/Baldwin 2003) und auch stärker im Selbstverständnis der Paar- und Familienpsychologie sowie in der Wahrnehmung der Bevölkerung verankert sind. Für eine verstärkte Wahrnehmung des Themas Prävention bei Paaren spricht auch die im Jahr 2004 gedruckte Sonderausgabe der Zeitschrift *Family Relations* sowie das 1999 erschienene Buch von Berger und Hannah „*Preventive approaches in couple's therapy*“, welches eine gute Übersicht über aktuelle Präventionsprogramme (v.a. in den USA) gibt.

Erfreulicherweise haben sich Präventionsangebote für Paare in den letzten Jahren, nachdem sie in den Vereinigten Staaten bereits seit den späten 70er Jahren ein fest verankertes Angebot darstellen, auch im deutschen Sprachraum durchzusetzen begonnen. So konnten mit dem *EPL* (Ein partnerschaftliches Lernprogramm) und seinen Weiterentwicklungen für Krisenpaare (KEK) sowie dem *Freiburger Stresspräventionstraining für Paare* (FSPT) wissenschaftlich fundierte Programme angeboten werden, welche in mehreren Studien ihre Wirksamkeit unter Beweis gestellt haben (vgl. Bodenmann/Shantinath 2004; Hahlweg/Markman/Thurmaier/Engl/Eckert 1998; Kaiser/Hahlweg/Fehm-Wolfsdorf/Groth 1998). Die beiden Programme haben zudem eine relative gute Breitenwirkung entfalten können, womit das Ziel einer universellen Prävention von Beziehungsstörungen weiter verfolgt werden kann. Diesem Ziel zuträglich sind auch die innovativen und kreativen Wege, welche Ragnar Beer (Georg-August Universität Göttingen) mit seiner *Online-Paarberatung* (www.theratalk.de) und Yves Hänggi (Universität Fribourg, CH) mit seinem *Internettraining für Eltern* (www.elertraining.ch) beschritten haben.

Neuerungen in der Paartherapie

Neben den genannten Präventionsangeboten finden sich auch in der Paartherapie Neuerungen, welche eine kurze Erwähnung verdienen (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Klassische und neuere Komponenten in der verhaltenstherapeutischen Paartherapie

Methode	Inhalt	Ziel
Reziprozitätstraining	Realisieren und Umsetzen von Positivität im Alltag, Verwöhnungstage	Aufbau und Verstärkung von wechselseitiger Positivität
Kommunikationstraining	Kommunikationsregeln für den Sprecher und den Zuhörer, strukturiertes Setting	Verbesserung der dyadischen Kommunikation
Problemlösetraining	6-stufiges Schema zur Lösung von Problemen	Verbesserung der Lösung von Alltagsproblemen
3-Phasen-Methode	Phase der Stressäußerung (Trichtermethode), Phase der dyadischen Unterstützung, Phase des Feedbacks zu dieser Unterstützung	Aufbau von Intimität durch Selbstöffnung, Erhöhung des dyadischen Copings
Akzeptierungsarbeit	Schaffung von mehr Verständnis und Akzeptanz durch Distanzierung vom Problem, eigene Freiräume, etc.	Suche nach Kompromissen und Toleranz in der Partnerschaft

So haben insbesondere Neil Jacobson und Andrew Christensen (UCLA) mit ihrer *integrativen Paartherapie* („Integrative behavioral couple therapy“) der Paartherapie neue Impulse gegeben. Aufbauend auf der Einsicht, dass nicht sämtliche störenden Bedingungen und Verhaltensweisen des Partners verändert werden können, schlagen die beiden Autoren einen Ansatz vor, welcher den Schwerpunkt auf die wechselseitige Akzeptanz legt. Dabei verstehen Jacobson und Christensen unter Akzeptieren nicht die Zustimmung zum Status Quo oder eine Form von Resignation, sondern die Fähigkeit eines Paares, die Probleme als Vehikel für mehr Intimität und Nähe zu sehen, indem das Problem gemeinsam (nicht gegeneinander) zu lösen versucht wird, wobei die Einsicht, dass Unterschiede zwischen den Partnern natürlicherweise vorliegen und auch durchaus bestehen können, ohne dass diese eine konstante Quelle von Konflikten sein müssen. Damit schlagen sie vor, den Versuch, den Partner nach seinen Vorstellungen verändern zu wollen, aufzugeben und stattdessen mehr Toleranz füreinander aufzubauen. Der Ansatz zielt somit vor allem auf die Förderung von wechselseitigem Verständnis und Empathie, die emotionale Distanzierung vom Problem (Entflechtung von Problem und Partnerschaft) sowie den Aufbau von mehr Selbständigkeit und Selbstpflege ab.

Eine zweite Neuerung hat Bodenmann mit der *Bewältigungsorientierten Paartherapie* vorgeschlagen, welche das Wissen aus der Stress- und Coping-Forschung bei Paaren im Kontext der Paartherapie konsequent umzusetzen versucht (Bodenmann 2004). Im Zentrum dieses Ansatzes steht die Förderung des dyadischen Copings bei Paaren durch die 3-Phasen-Methode, bei welcher die Partner lernen, sich externen Stress angemessen mitzuteilen (1. Phase), sich wechselseitig adäquat bei der Stressbewältigung zu unterstützen (2. Phase) und gemeinsam das dyadische Coping durch

Feedback auszubauen (3. Phase). Beide Ansätze, sowohl der integrative Ansatz von Jacobson und Christensen wie auch der bewältigungsorientierte Ansatz finden in der paartherapeutischen Arbeit vermehrt Berücksichtigung.

Spannend sind in diesem Bereich auch neuere Analysen im Bereich der Wirksamkeitsforschung, wonach nicht nur Gruppenunterschiede zwischen der Interventions- und Kontrollgruppe nach den klassischen RCT-Designs (randomized control trials) analysiert werden, sondern in neueren Studien auch die Wirkmechanismen genauer unter die Lupe genommen werden. Die Studie von Schilling, Baucom, Burnett, Allen und Ragland (2003) gehört zu den ersten, welche solche Analysen vornahmen. Die Befunde beider Studien sind von hohem Interesse. So zeigten Schilling et al. (2003), in Übereinstimmung mit anderen Studien, dass kritisches Verhalten der Frau häufig für die Beziehungszufriedenheit günstiger ist als ihr positives Verhalten, ja, dass sogar eine Zunahme dieses kritischen Verhaltens nach der Paarintervention prospektiv günstig für die Verringerung des Rückfallrisikos ist. Diese Befunde bedürfen nun weiterer Replikation, könnten jedoch für die weitere Verbesserung von Interventionsmethoden von großer Bedeutung sein.

Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Beitrag wurde versucht, insbesondere auf Neuerungen und aktuelle Strömungen in der Paar- und Familienpsychologie einzugehen, wobei ich mir bewusst bin, dass dabei auch viele wichtige Forschungslinien und -projekte nicht berücksichtigt wurden, welche für die Paar- und Familienpsychologie von großer Relevanz sind. Es ging daher auch nicht darum, einen repräsentativen Überblick über all das zu geben, was aktuell läuft, sondern einige wichtige Linien herauszugreifen, die besondere theoretische und empirische Aktivitäten in der Paar- und Familienpsychologie stimuliert haben. Dabei wurde deutlich, dass die Paar- und Familienpsychologie als neue Disziplin eine sehr ermutigende Entwicklung erfahren hat und in den letzten Jahren zu einer vollwertigen Disziplin innerhalb der psychologischen Grundlagen- und Anwendungsfelder herangereift ist. Dies schlägt sich nicht nur in den wissenschaftlichen Aktivitäten nieder, sondern auch in der institutionellen Verankerung, welche sich in der Gründung von Familienforschungsinstituten und Fachverbänden oder Breitbandveröffentlichungen (z.B. Online-Familienhandbuch) widerspiegelt.

Trotz dieser erfolgreichen Geschichte der Paar- und Familienpsychologie im deutschen Sprachraum und international bleiben auch Wünsche an eine weitere Entwicklung offen. Diese beziehen sich neben den bereits angesprochenen methodischen Anforderungen bei der Auswertung von Paar- und Familiendaten insbesondere auf Forschungsthemen oder praktische Anwendungsbereiche, die noch mehr Resonanz verdienen. So darf man getrost hoffen, dass Themen wie Armut und Gewalt in der Familie (vgl. Forschungsarbeiten von Sabine Walper in München zu diesen Themen), die Frage der Transmission von Familienwerten und Beziehungsmustern in Abhängigkeit verschiedener Familienformen oder insgesamt familiäre Sozialisationsbedingungen (z.B. Arbeiten von Manfred Hofer in Mannheim, Peter Noack in

Jena und Hans-Georg Voss in Darmstadt) noch eine Reihe von Studien stimulieren. Auch Themen wie binationale Partnerschaften und Familien oder ein interkultureller Vergleich von Familien (vgl. hierzu Forschungsarbeiten von Hans-Georg Voss) sowie die Rolle der Väter (vgl. hierzu Forschungsarbeiten von Wassilios Fthenakis) sind bisher aus psychologischer Perspektive marginal untersucht worden. Andere Themen wie die Evolutionspsychologie, Attraktionsforschung und austauschtheoretische Arbeiten sind seit Längerem forschungsrelevant, haben jedoch in den letzten Jahren kein gesteigertes Interesse verzeichnet. Dagegen stellt man im Anwendungsbereich erstaunlicherweise eine große Lücke bei sekundären Präventionsangeboten für Geschiedene fest. Während es Präventionsprogramme für Kinder, die von der Scheidung ihrer Eltern betroffen sind, gibt (vgl. Fthenakis et al. 1995), fehlen bisher weitgehend wissenschaftlich fundierte Programme für Geschiedene. Bedenkt man die hohen Scheidungsraten in westlichen Industrieländern und die Tatsache, dass Folgeehen in der Regel eine noch höhere Scheidungswahrscheinlichkeit aufweisen, wird deutlich wie wichtig solche Initiativen sein könnten. Die Liste möglicher und wünschenswerter Forschungsthemen, welche in der Paar- und Familienforschung hohe Aufmerksamkeit erfahren, könnte noch beliebig weitergeführt werden (z.B. Attraktionsforschung, Gewalt und Familie, Armut und Familie, Evolutionspsychologie, austauschtheoretische Arbeiten). Dies soll hier nun allerdings nicht getan werden, erstens um nicht die Tatsache zu schmälern, dass bereits viel in der Paar- und Familienforschung läuft und zweitens im Wissen, dass diese Themen in der Zukunft weitere Impulse erfahren werden. So dynamisch und fruchtbar die Paar- und Familienpsychologie in der kurzen Zeit ihres Bestehens gestartet ist, so lebendig und kreativ wird sie sich auch weiterentwickeln, dies nur schon deshalb, weil ihr Forschungsgegenstand von höchster gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und politischer Bedeutung ist. Es bleibt zu wünschen und hoffen, dass die Politikerinnen und Politiker in den verschiedenen Ländern den reichen Fundus an wissenschaftlichen Erkenntnissen der Paar- und Familienforschung zur Kenntnis nehmen und ihren Entscheidungen in der Familienpolitik zugrunde legen.

Literatur

- Abidin, R. R. (1996). *Early childhood parenting skills: Program manual*. Odessa, FL: Psychological Assessment Resources.
- Acitelli, L. K./Badr, H. J. (2005). My illness or our illness? Attending to the relationship when one partner is ill. In: Revenson, T. A./Kayser, K./Bodenmann, G. (eds.). *Couples coping with stress. Emerging perspectives on dyadic coping* (pp. 121-136). Washington, DC: American Psychological Association.
- Ahnert, L. (Hrsg.). (2004). *Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung*. München: Reinhardt.
- Ahnert, L./Lamb, M. E. (2003). Shared care: Establishing a balance between home and child care. *Child Development*, 74, p. 1044–1049.
- Ainsworth, M. D. S./Bell, S. M./Stayton, D. J. (1974). Infant-mother attachment and social development: Socialization as a product of reciprocal responsiveness to signals. In: Richards, M. P. M. (Ed.). *The integration of a child into a social world* (pp. 99-135). London: Cambridge University Press.

- Amato, P. R. (2001). Children of divorce in the 1990s: An update of the Amato and Keith (1991) meta-analysis. *Journal of Family Psychology, 15*(3), p. 355-370
- Amato, P. R. (2003). Reconciling divergent perspectives: Judith Wallerstein, quantitative family research, and children of divorce. *Family Relations, 52*, p. 332-339 ;
- Badr, H. (2004). Coping in marital dyads: A contextual perspective on the role of gender and health. *Personal Relationships, 11*, p. 197-211.
- Bakermans-Kranenburg, M. J./van Ijzendoorn, M. H./Juffer, F. (2003). Less is more: Meta-analyses of sensitivity and attachment interventions in early childhood. *Psychological Bulletin, 129*, p. 195-215.
- Banase, R. (2004). Attachment style and marital satisfaction: Evidence for dyadic configuration effects. *Journal of Social and Personal Relationships, 21*, p. 273-282.
- Banase, R. (2003). Partnerschaftsdiagnostik. In: Grau, I./Bierhoff, H. W. (Hrsg.). *Sozialpsychologie der Partnerschaft* (S. 13-42). Göttingen: Hogrefe.
- Bartholomew, K. (1990). Avoidance of intimacy: An attachment perspective. *Journal of Social and Personal Relationships, 7*, p. 147-178.
- Berger, R./Hannah, M. T. (Eds.) (1999). *Preventive approaches in couples' therapy*. Philadelphia: Brunner/Mazel.
- Berlin, L. R./Cassidy, J. (1999). Relations among relationships: Contributions from attachment theory and research. In: Cassidy, J. (Ed.). *Handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications* (pp. 688-712). New York: The Guilford Press.
- Bierhoff, H. W./Grau, I. (1996). Zur Vorhersage der Trennung in romantischen Beziehungen. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 17*, S. 251-261.
- Bierhoff, H. W./Grau, I. (1999). Romantische Beziehungen. Bindung, Liebe, Partnerschaft. Göttingen: Hans Huber.
- Bodenmann, G. (2000). *Stress und Coping bei Paaren*. Göttingen: Hogrefe.
- Bodenmann, G. (2001). Risikofaktoren für Scheidung: Ein Überblick. *Psychologische Rundschau, 52*, S. 85-95.
- Bodenmann, G. (2004). *Verhaltenstherapie mit Paaren*. Bern: Huber.
- Bodenmann, G. (2005). Dyadic coping and its significance for marital functioning. In: Revenson, T./Kayser, K./Bodenmann, G. (Eds.). *Couples coping with stress: Emerging perspectives on dyadic coping* (pp. 33-50). Washington, DC: American Psychological Association.
- Bodenmann, G./Charvoz, L./Bradbury, T. N./Bertoni, A./Iafrate, R./Giuliani, G./Bahnse, R./Behling, J. (2005, revised). The role of stress in divorce: A retrospective study in three nations. *Journal of Personal and Social Relationships*.
- Bodenmann, G./Cina, A. (2000). Stress und Coping als Prädiktoren für Scheidung: Eine prospektive Fünf-Jahres-Längsschnittstudie. *Zeitschrift für Familienforschung, 12*, S. 5-20.
- Bodenmann, G./Perrez, M. (1991). Dyadisches Coping – eine systemische Betrachtungsweise der Belastungsbewältigung in Partnerschaften. *Zeitschrift für Familienforschung, 3*, S. 4-25.
- Bodenmann, G./Shantinath, S. D. (2004). The Couples Coping Enhancement Training (CCET): A new approach to prevention of marital distress based upon stress and coping. *Family Relations, 53* (5), p. 477-484.
- Bowlby, J. (1969). *Attachment and loss*. London: Hogarth Press.
- Broadwell, S. D./Light, K. C. (1999). Family support and cardiovascular responses in married couples during conflict and other interactions. *International Journal of Behavioral Medicine, 6*, p. 40-63.
- Bradbury, T. N. (1998). *The developmental course of marital dysfunction*. Cambridge. The Cambridge University Press.

- Bradbury, T. N./Fincham, F. D./Beach, S. R. H. (2000). Research on the nature and determinants of marital satisfaction: A decade review. *Journal of Marriage and the Family*, 62, p. 964-980.
- Brandtstädter, J./Felsler, G. (2003). *Entwicklung in Partnerschaften. Risiken und Ressourcen*. Bern: Huber.
- Buchwald, P. (2002). *Dyadisches Coping in mündlichen Prüfungen*. Göttingen: Hogrefe.
- Buchwald, P./Schwarzer, C./Hobfoll, S. E. (2003). *Stress gemeinsam bewältigen*. Göttingen: Hogrefe.
- Carrère, S./Buehlman, K. T./Gottman, J. M./Coan, J. A./Ruckstuhl, L. (2000). Predicting marital stability and divorce in newlywed couples. *Journal of Family Psychology*, 14, p. 42-58.
- Cauglin, J. P. (2002). The demand/withdraw pattern of communication as a predictor of marital satisfaction over time: Unresolved issues and future directions. *Human Communication Research*, 28, p. 49-85.
- Cina, A. (1997). *Dyadisches Coping bei verschiedenen Bindungstypen*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit. Fribourg: Institut für Familienforschung und -beratung der Universität Fribourg.
- Cina, A./Blattner-Bolliger, D./Bodenmann, G./Hahlweg, K./Sanders, M. (2006). Triple P: (Positive Parenting Program): Theoretischer und empirischer Hintergrund und erste Erfahrungen im deutschsprachigen Raum. *Zeitschrift für Familienforschung*, 1-2006, S. 66-88.
- Cohan, C. L./Bradbury, T. N. (1997). Negative life events, marital interaction, and the longitudinal course of newlywed marriage. *Journal of Personality and Social Psychology*, 73, p. 114-128.
- Cook, W. L. (1998). Integrating models of interdependence with treatment evaluation in marital therapy research. *Journal of Family Psychology*, 12, p. 529-542.
- Cook, W. L./Snyder, D. K. (2005). Analyzing nonindependent outcomes in couple therapy using the Actor-Partner Interdependence Model. *Journal of Family Psychology*, 19, p. 133-141.
- Coyne, J. C./Smith, D. A. F. (1991). Couples coping with a myocardial infarction: A contextual perspective on wives' distress. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, p. 404-412.
- Crowell, J. A./Fraleigh, R. C./Shaver, P. R. (1999). Measurement of individual differences in adolescent and adult attachment. In: Cassidy, J./Shaver, P. R. (Eds.). *Handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications* (pp. 434-465). New York: Guilford Press.
- Cutrona, C. E. (1996). *Social support in couples. Marriage as a resource in times of stress*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Cutrona, C. E./Suhr, J. A. (1992). Controllability of stressful events and satisfaction with spouse supportive behavior. *Communication Research*, 19, p. 154-174.
- Dehle, C./Larsen, D./Landers, J. E. (2001). Social support in marriage. *The American Journal of Family Therapy*, 29, p. 307-324.
- Cummings, E. M./Davies, P. T. (2002). Effects of marital conflict on children: Recent advances and emerging themes in process-oriented research. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 43, p. 31-63.
- DeLongis, A./O'Brien, T. (1990). An interpersonal framework for stress and coping: An application to the families of alzheimer's patients. In: Stephens, M. A. P./Crowther, J. H./Hobfoll, S. E./Tennenbaum, D. L. (Eds.). *Stress and coping in later-life families* (pp. 221-240). New York: Hemisphere Publishing Corporation.
- Dreman (2000). The influence of divorce on children. *Journal of Divorce and Remarriage*, 32, p. 41-71.
- Dulmus, C. N./Rapp-Paglicci, L. A. (2000). Prevention of mental disorders in children and adolescents: Future research. *Families in Society: The Journal of Contemporary Human Services*, 81, p. 294-303.
- Feeney, J. A. (1999). Adult romantic attachment and couple relationships. In: Cassidy, J./Shaver, P. R. (Eds.). *The handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications* (pp. 353-377). New York: Guilford Press.

- Feeney, J. A. (2002). Attachment, marital interaction, and relationship satisfaction: A diary study. *Personal Relationships*, 9, p. 39-55.
- Feeney, J. A. (2005). Hurt feelings in couple relationships: Exploring the role of attachment and perceptions of personal injury. *Personal Relationships*, 12, p. 253-271.
- Feeney, J. A./Kirkpatrick, L. A. (1995). Effects of adult attachment and presence of romantic partners on physiological responses to stress. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, p. 255-270.
- Fehm-Wolfsdorf, G./Groth, T./Kaiser, A./Hahlweg, K. (1999). Cortisol response to marital conflict depend on marital interaction quality. *International Journal of Behavioral Medicine*, 6, p. 207-227.
- Fthenakis, W. E./Textor, M. R. (2001). *Online-Familienhandbuch*. www.familienhandbuch.de.
- Fthenakis, W. E./Chow, S./Gemar, K. (1995). Gruppeninterventionsprogramm für Kinder mit getrennt lebenden oder geschiedenen Eltern. Herausgeber: LBS-Initiative Junge Familie. Weinheim: Beltz.
- Gloger-Tippelt, G. (2001). *Bindung im Erwachsenenalter*. Bern: Huber.
- Gottman, J. M. (1994). *What predicts divorce ?* Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Gottman, J. M./Coan, J./Carrère, S./Swanson, C. (1998). Predicting marital happiness and stability from newlywed interactions. *Journal of Marriage and the Family*, 60, p. 5-22.
- Gottman, J. M./Levenson, R. W. (1992). Marital process predictive of later dissolution: Behavior, physiology, and health. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63, p. 221-233.
- Gottman, J. M./Notarius, C. I. (2002). Marital research in the 20th century and a research agenda for the 21th century. *Family Process*, 41, p. 159-197.
- Guerrero, L. K. (1998). Attachment-style differences in the experience and expression of romantic jealousy. *Personal Relationships*, 5, p. 273-291.
- Hagedoorn, M./Buunk, B. P./Kuijjer, R. G./Wobbes, T./Sanderman, R. (2000). Couples dealing with cancer: Role and gender differences regarding psychological distress and quality of life. *Psycho-Oncology*, 9, p. 232-242.
- Hahlweg, K./Markman, H. J./Thurmaier, F./Engl, J./Eckert, V. (1998). Prevention of marital distress: Results of a German prospective-longitudinal study. *Journal of Family Psychology*, 12, p. 543-556.
- Halford, W. K./Markman, H. J./Kline, G. H./Stanley, S. M. (2003). Best practice in couple relationship education. *Journal of Marital and Family Therapy*, 29(3), p. 385-406.
- Hazan, C./Shaver, P. (1987). Romantic love conceptualized as an attachment problem. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, p. 511-524.
- Hill, R. (1949). *Families under stress*. New York: Harper.
- Honkanen-Schoberth, P. (2003). *Starke Kinder brauchen starke Eltern. Der Elternkurs des Deutschen Kinderschutzbundes*. München: Urania.
- Jacobson, N. S./Christensen, A. (1996). *Integrative behavioral couple therapy*. New York: Norton.
- Kaiser A./Hahlweg K./Fehm-Wolfsdorf G./Groth T. (1998) The efficacy of a compact psychoeducational group training program for married couples. *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 66, p. 753-760.
- Karney, B. R./Bradbury, T. N. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method, and research. *Psychological Bulletin*, 118, p. 3-34.
- Karney, B. R./Story, L. B./Bradbury, T. N. (2005). Marriages in context: Interactions between chronic and acute stress among newlyweds. In: Revenson, T. A./Kayser, K./ Bodenmann, G. (Eds.). *Emerging perspectives on couples' coping with stress*. Washington, DC: APA.
- Kashy, D. A./Kenny, D. A. (2000). The analysis of data from dyads and groups. In: Reis, H./Judd, C. M. (Eds.). *Handbook of research methods in social psychology* (pp. 451-477). New York: Cambridge University Press.

- Kelly, J. B. (2000). Children's adjustment in conflicted marriage and divorce: A decade of review of research. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 39, p. 963-973.
- Kelly, J. B./Emery, R. E. (2003). Children's adjustment following divorce: Risk and resilience perspective. *Family Relations*, 52, p. 352-362
- Kiecolt-Glaser, J. K./Bane, C./Glaser, R./Malarkey, W. B. (2003). Love, marriage, and divorce: Newlyweds' stress hormones foreshadow relationship changes. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 71, p. 176-188.
- Krishnakumar, A./Buehler, C. (2000). Interparental conflict and parenting behaviors. A meta-analytic review. *Family Relations*, 49(1), p. 25-44.
- Lawrence, E./Bradbury, T. N. (2001). Physical aggression and marital dysfunction: A longitudinal analysis. *Journal of Family Psychology*, 15, p. 135-154.
- Lazarus, R. S./Folkman, S. (1984). *Stress, appraisal, and coping*. New York: Springer.
- Ledermann, T./Bodenmann, G. (2006). Moderator- und Mediatoreffekte bei dyadischen Daten: Zwei Erweiterungen des Akteur-Partner-Interdependenz-Modells. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 37, S. 27-40.
- Lösel, F./Bender, D. (1998). Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung zufriedener und stabiler Ehen: Eine integrative Perspektive. In: Hahlweg, K./Baucom, D. H./Bastine, D. H./Markman, J. H. (Hrsg.). *Prävention von Trennung und Scheidung – internationale Ansätze zur Prädiktion und Prävention von Beziehungsstörungen* (S. 27-66). Stuttgart: Kohlhammer.
- Lussier, Y./Sabourin, S./Turgeon, C. (1997). Coping strategies as moderators of the relationship between attachment and marital adjustment. *Journal of Social and Personal Relationships*, 14, p. 777-791.
- Malarkey, W./Kiecolt-Glaser, J. K./Pearl, D./Glaser, R. (1994). Hostile behavior during marital conflict alters pituitary and adrenal hormones. *Psychosomatic Medicine*, 56, p. 41-51.
- Manne, S./Ostroff, J./Sherman, M./Glassman, M./Ross, S./Goldstein, L./Fox, K. (2003). Buffering effects of family and friend support on associations between partner unsupportive behaviors and coping among women with breast cancer. *Journal of Social and Personal Relationships*, 20, p. 771-792.
- McCubbin, H. I./Patterson, J. M. (1983). The family stress process: The double ABCX model of adjustment and adaptation. *Marriage and Family Review*, 6, p. 7-37.
- Meyers, S. A./Landsberger, S. A. (2002). Direct and indirect pathways between adult attachment style and marital satisfaction. *Personal Relationships*, 9, p. 159-172.
- Mikulincer, M./Florian, V. (2001). Attachment style and affect regulation – implications for coping with stress and mental health. In: Fletcher, G./Clark, M. (Eds.). *Blackwell handbook of social psychology: Interpersonal processes* (pp. 537-557). Oxford; UK: Blackwell Publishers.
- Mikulincer, M./Florian, V./Cowan, P. A./Cowan, C. P. (2002). Attachment security in couple relationships: A systemic model and its implications for family dynamics. *Family Process*, 41, p. 405-434.
- Mikulincer, M./Shaver, P. R. (2005). Attachment theory and emotions in close relationships: Exploring the attachment-related dynamics of emotional reactions to relational events. *Personal Relationships*, 12, p. 149-168.
- Morrison, D. R./Coiro, M. J. (1999). Parental conflict and marital disruption: Do children benefit when high-conflict marriages are dissolved? *Journal of Marriage and the Family*, 61, p. 626-637.
- National Institute of Child Health and Human Development Early Child Care Research Network. (2003). Does amount of time spent in child care predict socio-emotional adjustment during the transition to kindergarten? *Child Development*, 74, p. 976-1005.

- Neff, L. A./Karney, B. R. (2004). How does context affect intimate relationships? Linking external stress and cognitive processes within marriage. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 30, p. 134-148.
- Neyer, F. J. (1998). Zum Umgang mit dyadischen Daten: Neue Methoden für die Sozialpsychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 29, S. 291-306.
- Pasch, L. A./Bradbury, T. N. (1998). Social support, conflict, and the development of marital dysfunction. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 66, p. 219-230.
- Perrez, M. (2000). Psychologie des Familien- und Paarstress: Forschungsentwicklungen. In: Schneewind, K. A. (Hrsg.). *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschlag zwischen Forschung und Praxis* (S. 69-88). Göttingen: Hogrefe.
- Perrez, M. (2005). Störungen im Kindes- und Jugendalter – Grundlagen und Störungen im Entwicklungsverlauf. In: Schlottke, P. F./Silbereisen, R. K./Schneider, S./Lauth, G. W. (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie* (Band 5; S. 193-246). Göttingen: Hogrefe.
- Perrez, M./Berger, R./Wilhelm, P. (1998). Die Erfassung von Belastungserleben und Belastungsverarbeitung in der Familie: Self-Monitoring als neuer Ansatz. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 45, S. 19-35.
- Pourtois, J.-P./Desmet, H. (2004). *L'Education implicite*. Paris: P.U.F.
- Raudenbush, S. W./Brennan, R. T./Barnett, R. C. (1995). A multivariate hierarchical model for studying psychological change within married couples. *Journal of Family Psychology*, 9, p. 161-174.
- Reichle, B. (1999). *Wir werden Eltern. Ein Kurs zur Vorbereitung auf die erste Elternschaft*. Weinheim: Juventa.
- Repetti, R. L. (1989). Effects of daily workload on subsequent behavior during marital interaction: The roles of social withdrawal and spouse support. *Journal of Personality and Social Psychology*, 57, p. 651-659.
- Repetti, R. L./Wood, J. (1997). Effects of daily stress at work on mother's interactions with preschoolers. *Journal of Family Psychology*, 11, p. 90-108.
- Revenson, T. A. (1994). Social support and marital coping with chronic illness. *Annals of Behavioural Medicine*, 16, p. 122-130.
- Revenson, T./Kayser, K./Bodenmann, G. (2005). *Couples coping with stress: Emerging perspectives on dyadic coping*. Washington, DC: American Psychological Association.
- Robles, T. F./Kiecolt-Glaser, J. K. (2003). The physiology of marriage: Pathways to health. *Physiology & Behavior*, 79, p. 409-416.
- Rogge, R. D./Bradbury, T. N. (1999). Till violence does us part: The differing roles of communication and aggression in predicting adverse marital outcomes. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 67, p. 340-351.
- Rogge, R. D., Leonard/Bradbury, T. N. (2005). *Prediction of marital outcomes in Caucasian and African-American couples*. Manuscript in preparation.
- Rohrbaugh, M. J./Cranford, J. A./Shoham, V./Nicklas, J. M./Sonnega, J. S./Coyne, J. C. (2002). Couples coping with congestive heart failure: Role and gender differences in psychological distress. *Journal of Family Psychology*, 16, p. 3-13.
- Sanders, M. R./Markie-Dadds, C./Tully, L. A./Bor, W. (2000). The Triple P-positive parenting program: A comparison of enhanced, standard, and self-directed behavioral family intervention for parents of children with early onset conduct problems. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 68, p. 624-640.
- Schilling, E. A./Baucom, D. H./Burnett, C. K./Allen, E. A./Ragland, L. (2003). Altering the course of marriage: The effect of PREP communication skills acquisition on couples' risk of becoming maritally distressed. *Journal of Family Psychology*, 17(1), p. 41-53.

- Schmidt-Denter, U./Beelmann, W. (1997). Kindliche Symptombelastungen in der Zeit nach einer ehelichen Trennung – eine differentielle und längsschnittliche Betrachtung. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 29(1), S. 26-42.
- Schmitz, H./Schmidt-Denter, U. (1999). Die Nachscheidungsfamilie sechs Jahre nach der elterlichen Trennung. *Zeitschrift für Familienforschung*, 3, S. 28-55.
- Schneewind, K. A. (1991). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (1999). *Familienpsychologie* (2. Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (Hrsg.) (2000). *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschlag zwischen Forschung und Praxis*. Göttingen: Hogrefe.
- Schneewind, K. A./Gerhard, A.-K. (2002). Relationship personality, conflict resolution, and marital satisfaction in the first five years of marriage. *Family Relations*, 51, p. 63-71.
- Schneewind, K./Vascovics, L. A./Buba, H./Knopp, V./Rost, H./Schlehlein, B./Sierwald, W./Weiß, J. (1997). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider, N. F. (1990). Woran scheitern Partnerschaften? Subjektive Trennungsgründe und Belastungsfaktoren bei Ehepaaren und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. *Zeitschrift für Soziologie*, 19, S. 458-470.
- Shadish, W. R./Baldwin, S. A. (2003). Meta-analysis of MFT interventions. *Journal of Marriage and Family Therapy*, 29, p. 547-579.
- Shaver, P. R./Hazan, C. (1993). Adult romantic attachment: Theory and evidence. In: Perlman, D./Jones, W. (Eds.). *Advances in personal relationships* (Vol. 4, pp. 29-70). London: Jessica Kingsley.
- Spangler, G./Zimmermann, P. (Hrsg.) (1995). *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Story, L. B./Bradbury, T. N. (2004). Understanding marriage and stress: Essential questions and challenges. *Clinical Psychology Review*, 23, p. 1139-1162.
- Strauß, B./Buchheim, A./Kächele, H. (2002). *Klinische Bindungsforschung*. Stuttgart: Schattauer.
- Verhofstadt, L. L./Buysse, A./Ickes, W./De Clercq, A./Peene, O. J. (2005). Conflict and support interactions in marriage: An analysis of couple's interactive behavior and on-line cognition. *Personal Relationships*, 12, p. 23-42.
- von Sydow, K./Ullmeyer, M. (2000). Paarbeziehung und Bindung. Eine Meta-Inhaltsanalyse von 63 Studien, publiziert zwischen 1987 und 1997. *Psychotherapie, Psychosomatik und medizinische Psychologie*, 50, p. 1-15.
- Walen, H. R./Lachman, M. E. (2000). Social support and strain from partner, family, and friends: Costs and benefits for men and women in adulthood. *Journal of Social and Personal Relationships*, 17, p. 5-30.
- Walper, S./Pekrun, R. (Hrsg.) (2001). *Familie und Entwicklung. Perspektiven der Familienpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Walper, S./Schwarz, B. (1999). *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Scheidungsfamilien*. Weinheim: Juventa.
- Wampler, K. S./Shi, L./Nelson, B. S./Kimball, T. G. (2003). The adult attachment interview and observed couple interaction: Implications for an intergenerational perspective on couple therapy. *Family Process*, 42, p. 497-515.
- Weiss, R. L./Heyman, R. E. (1997). A clinical overview of couples interactions. In: Halford, W. K./Markman, H. J. (Eds.). *Clinical handbook of marriage and couples interventions* (pp. 13-41). New York: Wiley & Sons.
- Welsh, D. P./Dickson, J. W. (2005). Video-recall procedures for examining subjective understanding in observational data. *Journal of Family Psychology*, 19, p. 62-71.

- Wilhelm, P./Perrez, M. (2004). How is my partner feeling in different daily-life settings? Accuracy of spouses' judgments about their partner's feelings at work and at home. *Social Indicators Research*, 67, p. 183-246.
- Wilhem, P./Schöbi, D./Perrez, M. (2004). Frequency estimates of emotions in everyday life from a diary method's perspective: A comment on Scherer et al.'s survey-study "emotions in everyday life". *Social Science Information*, 43, p. 647-665.

Eingereicht am: 19.06.2005

Akzeptiert am: 27.07.2005

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Guy Bodenmann
Universität Fribourg
Institut für Familienforschung und -beratung
Rue Faucigny 2
CH-1700 Fribourg

Email: Joseguy.bodenmann@unifr.ch

Rainer K. Silbereisen

„Für Politik relevant“ bedeutet mehr als nur „Forschung mit Anwendungsbezug“ – Kommentar zu Guy Bodenmann

“Relevance for social policies” requires more than just doing “research with an applied perspective”. A commentary on Guy Bodenmann’s paper

Zusammenfassung

Der Kommentar zu Bodenmanns Beitrag versucht an Beispielen zu zeigen, dass es mehr als korrelativer Evidenz zum Zusammenhang von familiären Risikobedingungen und problematischen kindlichen Verhaltensweisen bedarf, wenn man als Forscher politische Entscheidungen zur Planung von Interventionen beeinflussen will. Zuvorderst muss eine klare Ursache-Wirkungs-Beziehung mit geeigneten Designs belegt werden. Weiterhin sind Informationen über die Veränderbarkeit der Risikobedingung, etwa die von Bodenmann angeführte elterliche Sensitivität erforderlich, man benötigt Kenntnisse zu möglichen Schwelleneffekten mit Blick auf das Problemverhalten, Abschätzungen der Kostenwürdigkeit, sowie Einsichten in mögliche Nebeneffekte der Intervention und alternativer Ziele und Maßnahmen.

Schlagworte: politische Entscheidungen, Ursache-Wirkungs-Beziehung, elterliche Sensitivität, effektive Intervention

Abstract

In this commentary on Bodenmann’s paper, I try to exemplify that in order to be relevant to the formulation of social policies, researchers need to offer more than correlative evidence on potential family antecedents of children’s behaviour that are deemed problematic for the development of competence. Rather, a clear cause-effect relation has to be established via adequate design. Moreover, policy makers need information on the malleability of the antecedent condition, such as parental sensitivity mentioned by Bodenmann, knowledge about potential thresholds for effective intervention, cost-effect estimates, and insights into potential side effects and alternative solutions to the targets and measures originally suggested.

Key words: policy decisions, cause-effect relation, parental sensitivity, effective intervention

Das Kapitel über „Positionsbestimmung in der Paar- und Familienpsychologie“ ist so umfassend und nuancenreich angelegt, dass ich unmöglich zu allem etwas mit Verstand sagen oder gar Lücken im Detail aufweisen kann. Deshalb werde ich mich auf die Frage beschränken, ob der Stand der dargestellten Forschung berechtigten Anlass zu der Hoffnung gibt, politisches Handeln zu beeinflussen, bzw. ob das angesichts der Natur der Erkenntnisse überhaupt zu verantworten wäre. Bodenmann geht davon aus, und ich möchte das ein bisschen kritisch beleuchten.

Als Ausgangspunkt nehme ich die Aussage zur Bindung in Partnerschaften. Soweit damit tatsächlich *Attachment* gemeint ist, habe ich damit Probleme, denn Bindung im frühen Lebensalter ist eine biologisch begründete Qualität einer wechselseitigen Beziehung, die als Voraussetzung für die Entwicklung eines ersten Weltbildes dient und damit beispielsweise das Explorationsverhalten und dessen Folgen für die Sozialentwicklung betrifft. Bindung ist evolutionspsychologisch gesehen von Überlebenswert und offensichtlich den Bedürfnissen eines Kleinkindes angepasst.

Erwachsene und folglich auch Paare können in ihrem Verhalten zueinander von frühkindlichen Bindungserfahrungen beeinflusst sein (wobei die Enge dieses Zusammenhangs leicht überschätzt wird), aber was sie miteinander erleben und was sie zusammenhält ist kaum *Attachment*. Die Analogie beruht wohl eher darauf, dass es zu beiden Lebensabschnitten um Manifestationen von Vertrauen geht, wobei man sich fragen muss, ob die Parallelen in der Nomenklatur für Bindungstypen in den beiden Lebensabschnitten strukturelle Gleichheit unterstellen wollen (Fraley/Brumbaugh/Marks 2005).

Wie dem auch sei, dieser Forschungsansatz lässt die frühkindliche Bindung selbst zum Gegenstand der Familienpsychologie werden, obwohl es eigentlich ein klassisches Thema der Entwicklungspsychologie ist – nicht das dyadische Verhältnis ist entscheidend, sondern seine Wirkung auf die Entwicklung des Kindes oder auch beider in der Dyade. Die Ergebnisse solcher Forschung sind offensichtlich von Relevanz für die einzelnen, aber auch für das gesellschaftliche Leben, denn wir müssen aus Gründen der Ökonomie und der Selbstverwirklichung für beide Partner in der Familie Berufstätigkeit ermöglichen, und eine flankierende Maßnahme dazu ist die außerhäusliche Betreuung von Kleinkindern. Hierzu führt Bodenmann als Beispiel Ergebnisse von Ahnert und Lamb (2003) an, wonach Eltern die ihren Kindern in der Krippe über den Tag entgangene Zuwendung am späten Nachmittag und abends ausgleichen wollen. Hierzu sind sie freilich oft nicht in der Lage, oder bringen nicht die Sensitivität auf, die erforderlich wäre.

Die Untersuchung selbst ist methodisch einwandfrei und einfallsreich gemacht, aber die Schlussfolgerung, nunmehr Programme zur Förderung von Sensitivität anzubieten, halte ich für aus der Sache unbegründet. Wieso? Es handelt sich zwar um ein Mehrgruppen-Design, aber die Studie hatte sicherlich nicht zum Ziel und verfügt auch nicht über die Mittel, den Effekt von Sensitivitäts-Unterschieden auf die psychosoziale Entwicklung zu untersuchen.

Aber das Problem der mangelnden Begründung sitzt tiefer, und damit komme ich auf ein oft übersehenes Thema: Wie muss Forschung aussehen, um die Agenda der Politik mit Erfolg anzuregen? Sie muss nach Huston (2005) Bedingungen für das in Frage stehende Phänomen angeben, die durch politisches Handeln veränderbar sind, und zugleich überlegen, wie dies geschehen und was man als Ertrag erwarten könnte. Solches Wissen setzt notwendig (aber natürlich nicht hinreichend) voraus, dass man mittels experimenteller oder konfirmatorischer Methoden so nahe als möglich an die Analyse von Ursachen kommt. Darunter verstehe ich Bedingungen, für die zum Beispiel gezeigt wurde, dass eine *Dosis-Response*-Beziehung besteht. Die Versammlung solcher Art von methodologisch rigoroser Forschung etabliert Maßstäbe für die Unterscheidung von gesichertem Wissen, vernünftigen Hypothesen und unbegründeten

Annahmen, und die sind die Voraussetzung, jedenfalls langfristig, für eine erfolgreiche Kommunikation mit der Politik (Shonkov 2000).

Korrelative Forschung hilft hier nicht viel weiter, wie das Beispiel der Rezeption von Befunden des *NICHD Network* (2003) zeigt, welches Bodenmann ebenfalls zitiert. Dort hatte man gefunden, dass ein längerer Aufenthalt in vorschulischer Betreuung aus der Sicht der Betreuer einem höheren Ausmaß an Verhaltensproblemen im Kindergarten entsprach. Dieses Ergebnis führte in den Medien sofort zu einer heftigen Debatte über Doppel-Erwerbstätigkeit, während der gleichzeitige Befund, dass die Qualität der Betreuung positiv mit der Denk- und Sprachentwicklung zusammenhing, nicht beobachtet wurde. Völlig offen blieb dabei – und dies wäre für eine sinnvoll beeinflusste *Public Policy* entscheidend gewesen – welche Nebeneffekte mit womöglich viel höheren psychosozialen Kosten denn eine umfangreichere Familienbetreuung gefordert hätten. Darauf aber war die Forschung nicht angelegt, und das gilt auch für die von Bodenmann genannten Arbeiten zur Bindungsentwicklung und außerhäuslichen Betreuung.

Selbst ausdrücklich angewandte Forschung reicht hierfür nicht, denn Programme, für welche die Politik engagiert werden soll, bedürfen weiterer Informationen, für die eigens Forschung betrieben werden muss. Die schon erwähnten veränderbaren Bedingungen – wie effizient und ohne Benachteiligung einzelner sozialer Gruppen können sie umgesetzt werden, welche Nebeneffekte gibt es, ist mit Schwelleneffekten zu rechnen, ab denen weitere Effekte nicht zu erwarten sind? Dies sind nur Beispiele, und dabei muss klar sein, dass die familienpsychologische Forschung zwar einige gute Ansätze in dieser Richtung hat (ihre spezielle Methodik mit Ausrichtung auf die voneinander abhängigen, wechselseitigen Einflussnahmen wurde von Bodenmann zu Recht herausgestellt) aber den Notwendigkeiten bei weitem noch nicht entspricht.

Ich möchte abschließend erneut auf die Frage der Bedingungsanalyse zurückkommen. Viele Familienprozesse und deren Ergebnisse unterliegen vielfältigen kontextuellen Einflüssen, wofür man Bronfenbrenner als wohl bekannteste Gewährsperson benennen kann (vgl. Silbereisen im Druck). Ob es sich um den Arbeitsplatz, die Gemeinde, oder das ökonomische und politische System handelt, zahlreiche soziale Institutionen geben für die innerfamiliären proximalen Prozesse die Randbedingungen, und diese wiederum unterliegen heute teils raschem sozialem Wandel. Dies bietet im Sinne „natürlicher Experimente“ die ungeahnte Möglichkeit, die Plastizität familienpsychologischer Prozesse zu untersuchen und dabei auch manche lieb gewordene Stereotypen aufzugeben. So folgte der deutschen Vereinigung nicht das Zusammenbrechen enger Netzwerke und des interpersonalen Vertrauens in der ehemaligen DDR, sondern bestenfalls gab es in beiden Teilen Deutschlands minimale Änderungen (Nauck/Schwenk 2001).

Jenseits der kontextuellen gibt es aber genetische Bedingungen, und beide gehören zusammen. Die Verhaltensgenetik, so könnte man pointiert formulieren, hat mehr als andere zu einem besseren Verständnis der Rolle von Kontexten und so auch der Familie beigetragen als manche wahrhaben wollen, und zwar vor allem durch ihre genetisch-sensitiven Designs. Will man das Wechselspiel von Kontexten (angesichts der steigenden Zahl von Immigranten ist Kultur ein besonders wichtiger Fall) und biologischen Voraussetzungen des Verhaltens und seiner Entwicklung besser verstehen, so muss die

Forschung interdisziplinär erfolgen, unter Einschluss der (verhaltens-)genetischen Perspektive. Hier war ich überrascht, dass dies in Bodenmanns ansonsten beeindruckender Darstellung der Highlights familienpsychologischer Forschung keine Rolle spielte. *Attachment* übrigens wäre ein hervorragender Fall für die aufklärende Wirkung solcher Forschung – hier wurde nämlich Dank Zwillingsforschung deutlich, dass die sich im Verhalten manifestierenden Formen der Bindung kaum genetisch bestimmt sind, obwohl es sich um ein definitiv biologisch begründetes Geschehen handelt, dessen Plastizität offenbar durch unterschiedliche Bindungserfahrungen angestoßen wird (Bokhorst et al. 2003; Bakermans-Kranenburg et al. 2004).

Literatur

- Ahnert, L./Lamb, M. E. (2003). Shared care: Establishing a balance between home and child care. *Child Development*, 74, p. 1044–1049.
- Bakermans-Kranenburg, M. J./van Ijzendoorn, M. H./Bokhorst, C. L./Schuengel, C. (2004). The importance of shared environment in infant-father attachment: A behavioral genetic study of the attachment Q-sort. *Journal of Family Psychology*, 18 (3), p. 545-549.
- Bodenmann, G. (dieses Heft). Positionsbestimmung in der Paar- und Familienpsychologie. *Zeitschrift für Familienforschung*.
- Bokhorst, C. L./Bakermans-Kranenburg, M. J./Fearon, R. M./van Ijzendoorn, M. H./Fonagy, P./Schuengel, C. (2003). The importance of shared environment in mother-infant attachment security: A behavioral genetic study. *Child Development*, 74 (6), p. 1769-1782.
- Fraley, R. C./Brumbaugh, C. C./Marks, M. J. (2005). The evolution and function of adult attachment: A comparative and phylogenetic analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 89 (5), p. 731-746.
- Huston, A. C. (2005). Connecting the science of child development to public policy. *Social Policy Report of the Society for Research in Child Development*, 4, p. 3-18.
- National Institute of Child Health and Human Development Early Child Care Research Network (2003). Does amount of time spent in child care predict socioemotional adjustment during the transition to kindergarten? *Child Development*, 74, p. 976-1005.
- Nauck, B./Schwenk, O. G. (2001). Did societal transformation destroy the societal networks of families in East Germany? *American Behavioral Scientist*, 44, p. 1864-1877.
- Shonkoff, J. P. (2000). Science, policy, and practice: Three cultures in search of a shared mission. *Child Development*, 71 (1), p. 181-187.
- Silbereisen, R. (im Druck). Zur Bedeutung Urie Bronfenbrenners für die Psychologie. *Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*.

Eingereicht am: 19.05.2006

Akzeptiert am: 30.05.2006

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Rainer K. Silbereisen
Center for Applied Developmental Science
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Am Steiger 3, Haus 1
D-07745 Jena

Günter Burkart

Positionen und Perspektiven. Zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie

Zusammenfassung

Der Beitrag versucht, den Stand der familiensoziologischen Theoriebildung zu bestimmen. Dazu werden zunächst die wichtigsten theoretischen Ansätze benannt, die für die Familienforschung der letzten Dekaden in Deutschland relevant waren, gefolgt von einer Darstellung der wichtigsten theoretischen Grundprobleme und Diskussionsfelder, zunächst das Außenverhältnis der Familie betreffend, dann die Binnenstruktur. Ein Ergebnis ist, dass sich eine Reihe von Forschungsfeldern aus der Familiensoziologie ausgelagert haben, so dass es nicht nur eine Reihe von Defiziten zu vermelden gibt, sondern dass es auch zunehmend schwierig erscheint, eine einheitliche Theorie der Familie zu konstruieren. Dies wäre aber gerade angesichts der Herausforderung durch die Erfolge der Bio-Wissenschaften dringend notwendig.

Schlagworte: Familiensoziologie, Familientheorie, Stand der Forschung

Abstract

This paper tries to ascertain the state of the art in family theory and to identify the discussions and topics which contributed to progress in the field. For this purpose, the most influential approaches in German family sociology are discussed, followed by two sections focusing on the relationship between family and society, and the internal structure of the family, respectively. One result is that the problems of theoretical integration are increasing because some of the research fields that were formerly part of family sociology now have abandoned the field. An integrated theory of the family, however, seems to be an important issue for the future when regarding the challenge of family research by the success of biology and life-sciences.

Key words: family theory, family sociology, state of the art

Einleitung

Versteht man Familienforschung in einem sehr weiten Sinn, also einschließlich theoretischer Forschung, und Familiensoziologie als ein *auch* theoretisches Unternehmen, dann lässt sich feststellen, dass die Anteile von theoretischer und empirischer Forschung deutlich zugunsten letzterer verteilt sind. „Rein theoretische“ Anstren-

gungen sind selten geworden in der Familiensoziologie, die mit ihrer empirischen Forschung ja auch wesentliche Impulse für die Praxis, für Familienpolitik und Familienberatung und den öffentlichen Diskurs liefert. Theorie ist in Praxis und Politik weniger gefragt. Sie gilt außerdem, je mehr Datensätze verfügbar sind, zunehmend als fragwürdige Spekulation. Es gibt aber durchaus eine Fülle von Versuchen, empirische Forschungen theoretisch zu reflektieren oder einzelne Studien in einen größeren theoretischen Kontext zu stellen. Insofern ist die Familienforschung sicher nicht theorielos.

Theorie-Anstrengungen können sich entweder auf die Binnenstruktur der Familie konzentrieren oder diese im Rahmen soziologischer Zeitdiagnosen und Gesellschaftsanalysen in ihren Bezügen zu gesellschaftlichen Feldern behandeln. In den letzten Jahren dominierte eher das Zweitgenannte – insbesondere die Individualisierungsdiskussion hat stark auf die Familienforschung eingewirkt. Dennoch besteht eine gewisse Gefahr, dass sich diese von der allgemeinen soziologischen Theorie-Entwicklung abkoppelt. Das war einmal anders: In der Nachkriegssoziologie galt Familiensoziologie noch als wichtiger Impulsgeber für die soziologische Theorie.¹ Darüber hinaus besteht die Tendenz einer internen Ausdifferenzierung in isolierte Forschungsfelder, die nicht mehr theoretisch verbunden sind (z.B. Familiendemographie, Kindheit, Jugend, Alter, Geschlechterbeziehungen, Paarbeziehungen, usw.). Damit ist schon die grundsätzliche Schwierigkeit eines solchen Übersichtsartikels angesprochen. Nicht nur, dass es für einen Einzelnen schwierig ist, den Überblick zu behalten und in seinem Urteil ausgewogen zu sein.² Gravierender scheint mir, dass die theoretischen Anstrengungen in diesen separierten Feldern immer weniger kompatibel sind, weil sie an verschiedene Diskurse in anderen Disziplinen angebonden sind und deshalb entsprechend unterschiedlich sind, was ihre Theoriesprache angeht. So wäre es zum Beispiel schwierig, zwischen Familiendemographen und Ethnomethodologen einen Diskurs zu vermitteln. Außerdem sind die Grenzen des Forschungsfeldes schwer zu ziehen, weil Familie und private Lebensformen in vielen Forschungsfeldern mitberücksichtigt werden. In gewisser Weise hat auch Familie – wie Geschlecht oder Lebenslauf – mehr den Charakter einer omnirelevanten Perspektive als den eines sachlich klar abgrenzbaren Gegenstandsbereichs.

1 Vgl. dazu Schmidt (2002: 384). Zur Diagnose eines „Theorie-Defizits“ vgl. etwa Vaskovics/Garhammer (1995: 2f.); Lauterbach (2003); Matthias-Bleck (2002); Schmidt (2002). Auch ein Blick auf die Tagungsthemen der Sektion Familiensoziologie (im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie) zeigt, dass dort überwiegend empirische und sachbezogene Probleme behandelt wurden. Eine „Theorie-Tagung“ wurde zuletzt 1998 durchgeführt, allerdings auch dort mit einer Sachorientierung (entlang des Begriffs der Solidarität; vgl. Huinink/Strohmeier/Wagner 2001).

2 Es versteht sich von selbst, dass der Autor dieses Berichts – bei allem Bemühen um Ausgewogenheit – Präferenzen hat, die einer aus Raumgründen ohnehin unvermeidlichen Selektivität des Dargestellten eine zusätzliche Einseitigkeit verleihen können. Das gilt auch für die Literaturnachweise, die selbstverständlich alles andere als vollständig sein können. Ich danke den KollegInnen, die während oder nach der Bamberger Tagung mit Hinweisen und Kritik geholfen haben, insbesondere Angelika Tölke sowie Johannes Huinink und Michael Wagner.

„Familiensoziologie“ ist der in Deutschland eingebürgerte Terminus. Wegen der vielfältigen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, die zu einem Bedeutungsverlust der klassischen Familie oder der Familie überhaupt geführt zu haben scheinen, zweifeln einige Autoren die Berechtigung dieser Bezeichnung an (etwa, weil die Subsumption des Paares unter die Ehe, und der Ehe unter die Familie, nicht mehr akzeptiert wird). Doch über die Alternative gibt es keine Einigkeit, und man kann dies auch als Symptom einer theoretischen Unsicherheit betrachten. Ist Familie eine Institution mit bestimmten Normen und Funktionen? Ist sie ein System (oder Teil eines anderen Systems oder besteht sie aus Teilsystemen)? Ist sie eine von mehreren Lebensformen oder sozialen Beziehungstypen, eine neben anderen oder doch noch eine hervorgehobene Form?

Zunächst werden die wichtigsten theoretischen Ansätze benannt, die für die Familienforschung der letzten Dekaden in Deutschland relevant waren (1.). Es folgt eine Übersicht zum Stand der Diskussion in den Forschungsfeldern und Themengebieten, die das Außenverhältnis der Familie betreffen (2.). Eine Darstellung des Problemstandes zur Binnenstruktur schließt sich an (3.), bevor am Ende ein kurzer Blick in die Zukunft geworfen wird (4.).

1. Soziologische Theorie und Familie

1.1 Theorien in der deutschen Familiensoziologie

Es sind im Wesentlichen drei Theorie-Richtungen, die in den letzten 20 Jahren der deutschsprachigen Familienforschung deutliche Impulse geben konnten: die Individualisierungstheorie, die Theorie funktionaler Differenzierung und die *Rational-Choice*-Theorie.

a) *Individualisierungstheorie*. Den stärksten Einfluss auf die allgemeine familiensoziologische Diskussion in Deutschland hatte in den letzten zwei Dekaden die Individualisierungsthese, die neben der Familien- vor allem auch in der Jugend- und Kindheitsforschung, aber auch in Teilen der Geschlechterforschung spürbar wirksam war. Einige Publikationen Mitte der 1980er Jahre leiteten diesen Trend ein (Beck, Beck-Gernsheim, Kohli u.a.).³ Seither gab es unzählige Publikationen, in denen immer wieder die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen konstatiert wurde. Die Individualisierungsthese wurde manchmal als Krisen- und Verfallsdiagnose der Familie vorgetragen, häufiger aber als Pluralisierungs- und Entstrukturierungsthese (Ausfächerung von Familien- und Lebensformen und ein gewisses Beliebigwerden dominanter Formen). Die Grundaussagen der Individualisierungsthese – Autonomisierung der Familie vom Verwandtschaftssystem und der Individuen von der Familie – gehören seit Durkheim und Simmel zum *common sense* der Familienso-

³ Einige von ihnen wurden später in einem Sammelband zusammengefasst (Beck/Beck-Gernsheim 1994).

ziologie (Singly 1994). Einer der zahlreichen Streitpunkte, die hier insgesamt nicht mehr genannt werden müssen, war deshalb die Frage nach den Spezifika eines *neuen* Individualisierungsschubes.

b) *Differenzierungstheorie*. Auch die Theorie funktionaler Differenzierung, im Anschluss an die Klassiker, vor allem aber an Parsons und Luhmann, hat starken Einfluss auf die theoretische Familiensoziologie ausgeübt, wenn auch weniger spektakulär als im Fall der Individualisierungsthese. Zu nennen sind hier neben Nave-Herz vor allem die Arbeiten von Bielefelder Autoren, im Anschluss an Luhmann.⁴ Mit der These von der De-Institutionalisierung (Tyrell 1988) näherte sich die Differenzierungstheorie der Individualisierungsthese, und selbst Luhmann wird inzwischen als Theoretiker der Individualisierung interpretiert (Willems 1999; Schroer 2000): Funktionale Differenzierung führt zu einem zunehmenden Bedarf an Individualität und Selbstthematisierung. Diskutiert wurde auch die Ausdifferenzierung des Intimsystems bzw. die These der Entkopplung von Ehe und Elternschaft. In langfristiger Perspektive ist wohl unbestritten, dass es zur Ausdifferenzierung eines Intimsystems (Privatsphäre, Familie) gekommen ist. Weniger klar ist, wie heute das Verhältnis verschiedener Teilbereiche – Verwandtschaft, Familie, Paarbeziehungen, Intimität, Privatheit – zueinander verstanden werden soll.

c) *Rational-Choice-Theorien*.⁵ Im Anschluss an die ökonomischen Theoretiker früherer Generationen (Th. Schultz, G. Becker, H. Leibenstein), haben deutsche *Rational-Choice*-Theoretiker ihre allgemeinen Überlegungen auch auf die Familie angewandt (Hill/Kopp 1995; Esser 1999) und einen spürbaren Einfluss auf die soziologische Familienforschung gewonnen. Die *Rational-Choice*-Theorie kommt vielen Empirikern entgegen, weil sie am Individuum ansetzt und Ergebnisse, die aus Befragungen von Individuen gewonnen wurden, mit adhoc-Erklärungen plausibilisieren kann. Sie ist als Handlungstheorie konzipiert, die offen ist für die Berücksichtigung von die Rationalität einschränkenden Strukturbedingungen.⁶ In welcher Weise verhindern bestimmte Bedingungen (*constraints*), dass Menschen rational handeln können? Wichtig sind auch Überlegungen zur Mikrofundierung von Makrostrukturen (Esser 2001), zu den nichtintendierten Handlungsfolgen, wie sie sich etwa in Veränderungen der Fertilitäts- oder Scheidungsraten niederschlagen. Allerdings wird immer

4 Meyer (1992); Herlth et al. (1994); F.-X. Kaufmann (1994). Zu Luhmanns Familientheorie vgl. auch Burkart (2005). Manchmal ist hier auch synonym von „Modernisierungstheorie“ die Rede (Nave-Herz 1999).

5 Die Bezeichnung umfasst hier verschiedene Ansätze wie Haushaltsökonomie, Mikroökonomie der Familie, Austausch-, Ressourcen- oder Entscheidungstheorien, sofern sie in der Tradition von Theorien des ökonomischen Austausches stehen (Nutzenorientierung, quantifizierbare Tauschrelationen). Dagegen sind Theorien des symbolischen Tauschs, im Anschluss an Simmel, Mauss (Gabentausch) und Goffman hier natürlich nicht gemeint (vgl. dazu etwa Hochschild 1989). In der englischsprachigen Familienliteratur findet man den Ausdruck *rational choice* immer noch selten, eher ist von *exchange theory* die Rede.

6 Und auch offen für Kooperationen mit der Psychologie, die ansonsten in der Familiensoziologie relativ selten geworden sind – wie der regelmäßige Blick in diese Zeitschrift belegt, in der zwar beide Richtungen vertreten sind, aber selten aufeinander Bezug nehmen.

wieder die enge Bindung an das ökonomische Modell der rationalen Wahl kritisiert, das den soziologischen Wert der Theorie in Frage stellt. Umstritten ist auch, welchen Status die theoretischen *Rational-Choice*-Aussagen haben: Sind es lediglich Als-ob-Modell-Aussagen auf der Mikro-Ebene? Handelt es sich um die Behauptung, im empirischen Normalfall liege dem Handeln immer eine rationale Wahl nach einer Kosten-Nutzen-Kalkulation zugrunde? Oder handelt es sich um eine normative Theorie (im Sinne einer Vernunftmoral)? Ein Großteil der kritischen Diskussion kämpft mit entsprechenden Missverständnissen. Kritik gibt es auch an der Nichtberücksichtigung von Erkenntnissen der Geschlechterforschung (Katz 1997; Schulz/Blossfeld 2006).

d) *Andere Theorien*. Welchen Einfluss haben andere soziologische Theorien auf die Familienforschung? Zwar wird der *Strukturfunktionalismus* Parsons'scher Prägung, der die deutsche Familientheorie der 1950er Jahre dominierte, noch in vielen Übersichts- und Lehrbüchern als einer von fünf oder sechs der wichtigsten Ansätze genannt, spielt jedoch seit längerem keine führende Rolle mehr, zumindest nicht im Sinne einer expliziten Bezugnahme. Gleichwohl müssen sich die an Pluralisierung oder Auflösung orientierten Thesen, denen zufolge es „die Familie“ oder eine feste Struktur der Familie nicht mehr gibt, weiterhin am klassischen Modell der Struktur der Kernfamilie – die sich als Kreuztabelle zweier dichotomer Variablen, Geschlecht und Generation, darstellen lässt – orientieren. Auch die Frage nach Leistungen und Funktionen der Familie ist nicht obsolet geworden. Was aber mit der Vernachlässigung von Parsons' Ansatz verloren gegangen ist, ist die Verknüpfung von drei Ebenen: Makro-Strukturen (Kultur, Ökonomie, Gesellschaft), Interaktionssystem Familie und Persönlichkeitsstruktur. Parsons hatte ja seine Familientheorie auch auf die Psychoanalyse aufgebaut (was viele heute gar nicht mehr wissen und was auch nicht zu dem Bild des konservativen Familienideologen passt, das die meisten Studierenden heute von Parsons vermittelt bekommen).⁷

Der *Symbolische Interaktionismus*, der eine Zeitlang stark die amerikanische Familienforschung beeinflusste, war in Deutschland in der Familienforschung weniger präsent. Neuerdings gibt es allerdings aus interaktionistischen Richtungen (in einem weiten Sinn) Bestrebungen, das Feld der Familiensoziologie auszuweiten und die Verengungen, die mit dem (teilweise als überholt bezeichneten) Familienbegriff verbunden sind, aufzubrechen. Aus der Familiensoziologie sollte, so die Forderung, eine Soziologie der Intimbeziehungen, der persönlichen Beziehungen (Lenz 2003, 2005) oder der Privatheit (Schneider 2002) werden – oder eine „Sozialpsychologie der Ehe“, wie Bertram (2002) kritisch anmerkt.⁸ Es spricht sicher manches dafür,

7 Vereinzelt finden sich Bezugnahmen auf andere Klassiker, zum Beispiel Durkheim (Wagner 2001) oder Simmel (Tyrell 2001). Aus dem Umfeld der strukturtheoretischen Soziologie stammt der Versuch von Allert (1998), die „Unverwüstlichkeit“ von Familie gegenüber den behaupteten Auflösungstendenzen nachzuweisen.

8 Vgl. dazu die Theorie-Debatten um den Kern (und die Bezeichnung) des Forschungsgebietes in einer Ausgabe des Diskussionsforum *Erwägen – Wissen – Ethik* (Lenz 2003 und Diskutanten) und in *Soziale Welt* (Schneider 2002, mit Kritiken von Bertram, Burkart und Matthias-Bleck).

Ehe und Familie nicht mehr in erster Linie als Institution oder als System zu betrachten, sondern als eine Form von persönlichen Beziehungen zu begreifen, denn zum Beispiel zeigt ja die Scheidungsforschung, dass die höheren Scheidungsraten zu einem erheblichen Teil auf gestiegene Ansprüche zurückgeführt werden müssen – also die Qualität der persönlichen Beziehung stärker im Vordergrund steht als früher. Aber eine Reduzierung der Familie auf persönliche Beziehungen oder Interaktionsformen wäre für die Soziologie doch unzureichend.

Wie in der gesamten Soziologie, hat auch im Bereich der Familienforschung der *Marxismus* in wenigen Jahren in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre fast jeden Einfluss verloren. Das könnte sich vielleicht wieder ändern, in der Soziologie scheint der Begriff des Kapitalismus wieder salonfähig zu werden. Für Hochschild (1997, 2003) ist es der Kapitalismus, der das Verhältnis von Familie und Arbeit und deren emotionale Besetzung nachhaltig ändert.⁹ In Lehr- und Übersichtsbüchern findet man manchmal noch Bezeichnungen wie „Konfliktansatz“ oder „kritische“ Familienforschung.

Schließlich ist keine Frage, dass der *Feminismus* und die *Geschlechterforschung* wichtige Impulse für die Familientheorie geliefert haben, wenn auch deren theoretisches Interesse nicht primär auf die Familie gerichtet war und feministische Studien zur Familie relativ selten sind. Von einer feministischen Familienforschung kann man deshalb wohl nicht sprechen – und die Phase feministischer Familienkritik ist möglicherweise schon historisch.¹⁰ In den USA gibt es allerdings Ansätze für eine postmodern-feministische Familientheorie (Baber/Allen 1992; Osmond/Thorne 1993), die in der Tradition der feministisch-konstruktivistischen Kritik am bürgerlich-männlichen Familien- und Geschlechtermodell steht.

1.2 Theorie-Probleme

Probleme der Familientheorie lassen sich an drei Punkten aufzeigen: dem Verhältnis zur Empirie, dem Familienbegriff (der Abgrenzung und Eingrenzung des Gegenstandsbereichs) und dem Verhältnis zur allgemeinen soziologischen Theorie.

Theorie und Empirie. Die genannten Theorie-Richtungen haben zwar die empirische Forschung angeregt, sind aber nicht so konzipiert, dass sie unmittelbarer Überprüfung zugänglich wären. Über die empirische Fundierung der Individualisierungstheorie wurde bekanntlich viel gestritten (Beck/Beck-Gernsheim 1993, Friedrichs 1998). Auch die Theorie der funktionalen Differenzierung gibt keine klaren Kriterien etwa für die empirische Abgrenzung zwischen verschiedenen familialen Teilsystemen. Die *Rational-Choice*-Theorie scheint auf den ersten Blick, wie schon angedeutet, forschungsnäher. Aber Kosten-Nutzen-Kalkulationen und Entscheidungspro-

9 Für einige Autoren (z.B. Boltanski/Chiapello 2003) profitiert der Kapitalismus heute von jenen Tendenzen, die der Familie geschadet haben, nämlich den Trend zu Individualismus und Selbstverwirklichung.

10 Vgl. etwa das Themenheft der *Feministischen Studien* zu Kinderlosigkeit, dessen Herausgeberinnen auf Distanz zur früheren feministischen Familienkritik gehen (Benninghaus 2005).

zesse werden selten direkt empirisch untersucht, häufig bleibt die rationale Wahl eine bloße Annahme (Blossfeld/Müller 1996; Burkart 2002). Es ist deshalb nicht überraschend, dass sich die empirische Familienforschung immer mehr von der Theorie verselbständigt hat. Es scheint fast so, als ob die Theorie-Anbindung der Forschung schwächer wird, je ausgefeilter die methodischen Instrumente werden und je klarer die Selbstverständlichkeit wird, sich auf bestimmte Datensätze zu beziehen.

Arbeit am Familienbegriff. Diskussionen des Familienbegriffs sind ein gewisser Indikator für theoretische Entwicklungen. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass damit meist auch normative Positionierungen verbunden sind. So ist zum Beispiel in den letzten Jahren deutlich geworden, dass Autoren häufiger darauf verzichten, a) die Rechtsform Ehe, b) die Anwesenheit *zweier* Eltern, c) die Anwesenheit eines *heterosexuellen* Elternpaares als Grundelement der Definition von „Familie“ zu betrachten. Das sind nicht immer theoretisch oder empirisch begründete Setzungen, sondern manchmal eher implizite politische Stellungnahmen: a) für nichteheliche Lebensgemeinschaften, b) für Ein-Eltern-Familien (Alleinerziehende), c) für homosexuelle Elternpaare – für diese drei Gruppen wird damit „Familien“-Status reklamiert. Die familiensoziologische Theorie trägt hier zwar den gewandelten normativen Haltungen – dem „Diskurs“ – in der Kultur Rechnung, muss sich aber fragen lassen, ob damit die Struktur schon ausreichend beschrieben ist. Klärungsbedürftig wäre beispielsweise die Frage nach der Vaterposition, die aufgrund empirischer Befunde als teilweise verzichtbar gilt oder als austauschbar. „Familie“ wäre dann im Kern reduzierbar auf die Mutter-Kind-Dyade („Neue Matrilinearität“).

Allgemeine soziologische Theorie und Familienforschung. Inwiefern und wie werden in den allgemein-soziologischen Entwürfen oder Ausarbeitungen der letzten Jahre und Jahrzehnte familienrelevante Fragestellungen erörtert? Und umgekehrt: Inwiefern haben die Familienentwicklung und die Familienforschung die allgemeine Theorie-Produktion inspiriert? Tatsächlich wurden die genannten drei Theorie-Ansätze (Individualisierungsthese, Rational-Choice und die Theorie funktionaler Differenzierung) nicht als Theorie der Familie entworfen, thematisieren aber *auch* die Familie. Dies gilt für andere soziologische Theorien nur noch bedingt; dort herrscht weitgehend Fehlanzeige, wenn man nach Bezügen zur Familie sucht. In der Zeit, als die Familienforschung vom Strukturfunktionalismus geprägt war, interessierte sich die allgemeine soziologische Theorie noch für die Familie als Gegenstand, an dem Theorie-Entwicklung stattfinden kann. Schelsky oder König hatten noch Wesentliches zur Familie zu sagen, im Unterschied zu später führenden soziologischen Theoretikern wie Habermas oder Luhmann. Auch Bourdieu hat kaum etwas zur modernen Familie geschrieben.¹¹ Ebenso finden wir in den zahlreichen so-

¹¹ Die im Umfeld von Habermas geführte Debatte über das Verhältnis von Zivilgesellschaft und Familie wurde in der deutschen Familiensoziologie kaum zur Kenntnis genommen (Ostner 1997). – Für Bourdieu ist die Familie zunächst der Ort, an dem der Klassenhabitus erworben wird und die Institution, die für die Reproduktion der Klassenstruktur entscheidend ist. Auch in den Passagen zur Familie in *La domination masculine* (Bourdieu 1998) wird die Familie als Ort dargestellt, in dem nach wie vor – trotz beruflicher Emanzipation – darauf geachtet wird, über die Heirat das soziale und symbolische Kapital der Familie zu bewahren oder zu mehren.

ziologische Gegenwartsdiagnosen nur wenige Bezüge auf Familie. In einer Überblicksdarstellung verschiedener Zeitdiagnosen (Schimank/Volkman 2000) kommt „Familie“ nur im Artikel über den Kommunitarismus in dessen konservativer Spielart vor, wo es um das moralisch-politische Argument geht, die Familie müsse gestärkt werden, weil dort die Werte der guten Gesellschaft am besten aufgehoben seien. In den übrigen Zeitdiagnosen spielt die Familie kaum eine Rolle oder nur vermittelt über die Veränderungen des Geschlechterverhältnisses (wie bei Beck und Giddens), wenn es um die Auswirkungen der Modernisierung auf die Geschlechterrollen in der Familie geht.

Hinzu kommt ein Differenzierungsprozess innerhalb der Familiensoziologie, der sich seit den 1980er Jahren verstärkt hat. Institutionell zeigt sich dies besonders klar in der bereits genannten Ausdifferenzierung von Forschungsbereichen. Kindheit, Jugend, Alter(n), Geschlecht, Sozialisation, Lebenslauf und Biographie – diese Bereiche kommen in der Familiensoziologie (hier verstanden im institutionellen Sinn der Sektion innerhalb der Soziologie) kaum noch vor. Dies hat mit dazu beigetragen, dass es seit etwa Anfang der 1990er Jahre eine Dominanz *familiendemographischer* Fragestellungen gibt. Auch die Thesen von der Pluralisierung der Lebensformen und der Abkehr von der klassischen Normalfamilie führten zu einer Konzentration auf demographisch gut erfassbare Phänomene: Wie viele „Normal“-Familien gibt es noch, wie viele Singles, wie viele Alleinerziehende? Was sind die relevanten demographischen Variablen zur Erklärung von Veränderungen der Scheidungsquote? Mit dieser *Demographisierung der Familiensoziologie* wurden bestimmte Bereiche theoretisch und empirisch systematisch vernachlässigt: Sexualität, Liebe, Emotionen, Körperlichkeit, aber auch Interaktion und Kommunikation. „Merkwürdigerweise ist es der modernen Familiensoziologie gelungen, Sexualität, erotische Gefühle und Emotionen, wie Liebe und Hass, weitgehend aus ihrer Arbeit auszublenden“ (Bertram 1995).

1.3 Theorie in der internationalen Familiensoziologie

Dieser Punkt kann hier nur knapp skizziert werden. Eine Durchsicht englischsprachiger Handbücher und Einführungsbücher mit der Frage nach dem Anteil von „Theorie“ ergibt kein wesentlich anderes Bild als für die deutschsprachige Forschung. Ein Großteil dieser Publikationen ist deskriptiv, problem- und sachorientiert, bietet also kaum „Theorie“ im klassischen Sinn (z.B. Gelles 1995; Leira 1999; Scott et al. 2004). Deutlicher ist aber eine globale Orientierung auszumachen und ein stärkeres Interesse am Kulturvergleich.¹² Auch scheint man international eher der Auffassung zu sein, dass Familie (einschließlich Lebensformen, persönliche Beziehungen, Privatheit) ein zentraler Bereich der globalisierten Welt ist: „For examining the impact of globalization and the ramifications of individualization, there is no better

12 „Families in a global world“ ist ein Hauptteil eines Sammelbandes (Scott et al. 2004) überschrieben. Von einem „Western bias“ in der Familiensoziologie ist dort die Rede; gleichwohl spiegelt der Band mit vorwiegend nordamerikanischen und britischen Autoren diese Einseitigkeit wieder.

test-bed than the family setting“ (Scott et al. 2004, xv). Ähnlich auch Giddens (1999: 51). Arlie Hochschild arbeitet an einer Zeitdiagnose, deren wichtigste Themen sind: „emotion, gender, family, capitalism, globalization“ (2003: 1). Hochschild gehört international zu den wenigen, die versuchen, den Gesamtzusammenhang zwischen Geschlechterbeziehungen, Familie und Arbeitswelt im Auge zu behalten und dabei sowohl die Bedeutung von Emotionen zu berücksichtigen als auch die Tendenzen zur Professionalisierung von Familientätigkeiten (*care work*) nicht zuletzt durch Globalisierung (*outsourcing of care work*) (Hochschild 2003).

Im Sammelband von Gelles (1995) werden als die fünf wichtigsten Theorie-Ansätze genannt: Strukturfunktionalismus, Symbolischer Interaktionismus, *developmental approach* (Lebensphasen), Konflikt- sowie Austauschtheorien. Im Licht neuerer Arbeiten wirkt diese Liste allerdings etwas überholt, zunehmend findet sich eine Dominanz „alternativer“ Ansätze: postmodern, feministisch, postkolonial usw. Diesen Ansätzen wurde in den 1990er Jahren zunehmend eine starke Stellung in englischsprachigen Handbüchern und Sammelbänden zugewiesen (Doherty 1999; Cheal 1999).¹³ Postmoderne Merkmale, die auch die privaten Lebensformen kennzeichnen, sind Fragmentierung, Fluidität, Pluralismus und Diversifizierung, Fortschritts- und Rationalitätskepsis. Die postmoderne Familie macht, wie schon Shorter (1975) bemerkte, eine Reise ins Ungewisse.¹⁴ Unsicherheit und Pluralismus von Lebensformen – hier gibt es in der Sache deutliche Überschneidungen zur Individualisierungstheorie. Unter dem Stichwort „Individualisierung“ findet man in englischsprachigen Werken häufig noch den Hinweis, dass diese Theorie vor allem in Deutschland verbreitet sei (Cheal 1999). Allerdings gab es auch in den 1980er Jahren schon US-Autoren, die ganz ähnlich argumentierten (z.B. Cherlin/Furstenberg 1989).

2. Familie im gesellschaftlichen Kontext

2.1 Funktionen der Familie und Funktionswandel

Es gibt eine ehrwürdige Tradition in der sozialwissenschaftlichen Denkgeschichte, die Familie als *Gegenstruktur* zur Gesellschaft anzusehen, als sicheren Hafen in ei-

13 In der zweiten Auflage des *Handbook of Marriage and the Family* (Sussmann/Steinmetz/Peterson 1999) ist einer von zwei Theorie-Artikeln der postmodernen Familientheorie gewidmet (Doherty 1999) – und ist der einzige, der die neuere Theorie-Entwicklung rekapituliert. *Postmodern* ist häufig eine Art Sammelbegriff für feministische Studien, *postcolonial studies* und andere Richtungen, wo es um Minderheiten-Schutz und gegen die Hegemonie der männlich-rationalen *Mainstream*-Familientheorie geht. Auf der anderen Seite ist bemerkenswert, dass der Anteil von Artikeln über alternative Lebensformen (gegenüber der Erstauflage 1987) wieder zurückgegangen ist, sogar der Artikel über freiwillige Kinderlosigkeit wurde gestrichen.

14 *Setting the course for the heart of the sun* – so ein *Pink Floyd*-Titel, den Shorter (1975) als Kennzeichen der postmodernen Familie der kalifornischen Subkultur wählte.

ner unruhigen Welt, als Hort des Privaten und der Intimität, als Rückzugs- und Schutzraum gegen die „kalten“ (rationalisierenden) Tendenzen der modernen Gesellschaft. Sie hatte aber in den letzten Jahren kaum noch Einfluss auf die Theoriebildung in der Familiensoziologie. Allerdings kommt diese Perspektive zum Teil noch in jenen Ansätzen zum Ausdruck, die in der gesellschaftlichen Modernisierung eine Bedrohung der Familie sehen.¹⁵ Andere Ansätze heben demgegenüber die große Bedeutung für die Gesellschaft hervor. So wird etwa in der Theorie der Zivilgesellschaft die Familie als wichtige *intermediäre Instanz* zwischen Markt und Staat betrachtet (Cohen/Arato 1992). Und im Kontext der Theorie funktionaler Differenzierung bzw. der Modernisierungstheorie wird weiterhin ganz unspektakulär nach Aufgaben, Leistungen und Funktionen der Familie für die Gesellschaft und deren Teilbereiche gefragt.¹⁶

Als *Funktionen* werden Leistungen oder Beiträge für andere Bereiche und für die Gesamtgesellschaft angesehen, und dabei geht es auch um Tendenzen der Erosion solcher Funktionen. Hier sind vor allem Arbeiten von F.-X. Kaufmann zu nennen (1990 bzw. 1994; vgl. auch Nave-Herz 2004: 77ff.). Auch wenn die Rede vom „Funktionsverlust“ häufig kritisiert wurde – historisch gesehen lässt sich insgesamt doch ein gesellschaftlicher Bedeutungsverlust der Familie konstatieren (und nicht nur eine Funktions-Spezialisierung). Mit dem Übergang zur Moderne verlor die Familie eine Reihe von politischen, ökonomischen und rechtlichen Funktionen. Andere blieben erhalten oder differenzierten sich weiter aus – theoretisch gibt es dazu aber wenig Neues in den letzten Jahren. Der Stand lässt sich vielleicht so zusammenfassen, dass vier Grundfunktionen unterschieden werden können: Biologische und soziale Reproduktion, Sozialisation und Statuszuweisung. Die Diskussion dreht sich vor allem um die Frage der Schwächung dieser Funktionen.

Nach wie vor gilt die *biologische Reproduktion* der Bevölkerung als eine zentrale Funktion der Familie, d.h. sie hat ein Privileg für die Zeugung von Kindern (anders gesagt: Wenn die Gesellschaft ihre Nachwuchsproduktion sichern und steuern will, wird sie sich zuerst mit der Frage der Absicht zur Familiengründung bei Paaren befassen). Zwar gibt es Anzeichen der Schwächung dieser familialen Funktion im Sinne einer Stärkung matrilinearer Tendenzen und einer relativen Schwächung der Konjugalität: Immer häufiger wird Mutterschaft ohne klassische Familienkonstellation konstituiert oder fortgesetzt. Aber immer noch leben etwa 80 Prozent der Kinder bei ihren beiden biologisch-sozialen Eltern. Wegen des weitgehend durchgesetzten Prinzips der „verantworteten Elternschaft“ (Kaufmann 1994: 42) verweist die biologische Reproduktionsfunktion „heutzutage sogar enger als je zuvor – auf Familie“ (Nave-Herz 2004: 85). Ernsthaft bedroht wäre das Monopol der Familie auf die biologische Reproduktionsfunktion daher erst durch Tendenzen einer Professionalisierung der Elternschaft, d.h., wenn durch einen zu hohen Grad an Kinderlosigkeit

15 Bellah et al. (1985), Hochschild (2003). Zelizer (2005) kritisiert, dass eine solche Kolonialisierungs- oder Rationalisierungskritik die Familie ungewollt naturalisiere, als ob es dort eine Art natürlicher Wärme gäbe.

16 Die funktionalistische Perspektive wäre auch hilfreich in Bezug auf alternative Lebensformen. Allerdings wird selten präzise gefragt, ob neue Lebensformen funktionale Äquivalente für die Familie sein könnten.

oder ein zu niedriges Geburtenniveau eine Form von sozialer Leihmutterchaft – gewissermaßen „Berufsmutterchaft“ – legitimiert würde. Dafür gibt es durchaus Anzeichen, insbesondere im Zusammenhang mit der Globalisierung (Hochschild 2003), der Vereinbarkeitsproblematik bei Akademikerpaaren und der Gen-Technologie.

Analysen zur *Sozialisationsfunktion*, die in der Forschung der 1970er Jahre noch im Vordergrund standen, spielen heute in der Familiensoziologie eine untergeordnete Rolle. Dabei hat ganz besonders in Deutschland die Familie praktisch das Monopol für die Kleinkind-Sozialisation – Huinink (2002) spricht von „kulturellem Familismus“. Die Anforderungen an gute Erziehung sind weiter gestiegen (Nave-Herz 2004: 88 ff.; Apple 2006), das fördert allerdings auch Professionalisierungstendenzen im Sinne der Auslagerung bestimmter Sozialisationsleistungen aus der Familie, die sich überfordert sieht. Auch Elemente der *sozialen Reproduktionsfunktion* werden zunehmend ausgelagert, zum Beispiel Kochen, Essen oder Waschen, ebenso viele Freizeitbeschäftigungen. Dennoch gibt es Anzeichen, dass diese Funktion wichtiger geworden ist. Manche Autoren heben deshalb den *Spannungsausgleich* hervor, also soziale Reproduktion im Sinne von Erholung und Regeneration.¹⁷ Betont wird auch die „Versorgung“ der Familienmitglieder mit affektiven Bindungen, Solidarität, Intimität und emotionaler Sicherheit in einem basalen Sinn. Aber auch hier sehen manche Autoren Gefahren der Erodierung dieser Funktion. Hochschild etwa spricht vom Auskühlen der emotionalen Wärme in der Privatsphäre durch Tendenzen der Kommerzialisierung der Intimität (Hochschild 2003), aber auch von Tendenzen der Rationalisierung: „When home becomes work“ (Hochschild 1997).

Schließlich hat die Herkunftsfamilie für die Kinder immer noch eine große Bedeutung im Sinne der sozialen Platzierung und *Statuszuweisung*. Dem Bildungssystem kommt zwar eine vermittelnde Funktion bei der Statuszuweisung zu (es bietet Chancen für sozialen Aufstieg), aber es scheint, dass sich von Bourdieus frühen Untersuchungen bis zu den PISA-Studien sowohl in empirischer als auch in theoretischer Hinsicht wenig geändert hat an der grundlegenden Diagnose der Reproduktion sozialer Ungleichheit über die Familien.¹⁸

Der Familie kommen also nach wie vor die eng zusammenhängenden Funktionen der biologischen Reproduktion, der Sozialisation, der Statuszuweisung und der sozialen Reproduktion (von einfacher Regeneration bis zu Selbstverwirklichung) zu. Sie hat die Aufgabe und das Monopol der Nachwuchssicherung (Geburt, Pflege und Primär-Erziehung von Kindern), der Reproduktion der Individuen in der Intimsphäre und damit letztlich auch die Funktion, *Individualität* herzustellen.

2.2 Familie und gesellschaftliche Felder

Die Familie mag, wie Parsons formulierte, „strukturell isoliert“ sein – gleichwohl steht sie in vielfältigen Verbindungen, Interdependenzen und Spannungsverhältnis-

17 Während der Marxismus dies noch kritisch bewertet hatte – die Reproduktion diene vor allem dazu, die Menschen wieder arbeits- und damit ausbeutungsfähig zu machen –, sind solche Stimmen heute nur noch selten zu hören.

18 Bourdieu/Passeron (1971); Huinink (2000).

sen zu anderen Bereichen. Man könnte sagen, dass die Familie die Basis für verschiedene gesellschaftliche Bereiche und Makrostrukturen darstellt. Indem sie ihrer biologischen Reproduktionsfunktion nachkommt, stellt sie der Gesellschaft das Personal zur Verfügung, das sie darüber hinaus – über die Erfüllung der Sozialisations- und der sozialen Reproduktionsfunktion – mit grundlegenden Kompetenzen und Werthaltungen ausstattet und dessen Leistungsfähigkeit sie immer wieder erneuert. Schließlich trägt sie dazu bei – über die Statuszuweisungsfunktion –, dieses Personal auf Statuspositionen zu verteilen.

Die Forschungen der letzten Jahre hinsichtlich der Beziehungen der Familie zu anderen gesellschaftlichen Bereichen haben sich stark auf die Bevölkerungsstruktur konzentriert. Ein Großteil der Diagnosen zum Wandel der Familie stützt sich auf Daten zur demographischen Entwicklung, insbesondere zu Fertilität und Nuptialität. Der drohende Untergang der Familie wurde eng mit dem Geburtenrückgang – zuletzt der wachsenden Kinderlosigkeit –, aber auch mit anderen demographisch feststellbaren Tendenzen in Zusammenhang gebracht: sinkende Heiratsneigung, steigende Scheidungsquoten, steigende Quoten alternativer Lebensformen, insbesondere Singles sowie kinderlose, nichtverheiratete Paare. Theorien zum Geburtenrückgang sind jedoch nur schwach verknüpft mit allgemeinen soziologischen Diagnosen.¹⁹ Es gibt den einen oder andern Versuch der Begründung einer theoretisch orientierten *Bevölkerungssoziologie* (Höpflinger 1997), in der allgemeinen Soziologie aber existiert der Bevölkerungsbegriff als Theorie-Begriff praktisch nicht. Theoretische Überlegungen zum Wandel der Bevölkerungsstruktur finden sich daher eher in der Ökonomie – im Anschluss an Malthus – und in der bevölkerungswissenschaftlichen Familiendemographie.

Die Aufmerksamkeit eines Großteils der Familienforschung, sofern sie auf *Arbeits-, Berufs- oder Beschäftigungssystem* bezogen ist, galt dem „Vereinbarkeitsproblem“ oder, wie es neuerdings heißt, der *work-life-balance* und der Frage von „Familienfreundlichkeit“ von Unternehmen. Für die Theoriebildung scheint dieses Problem zunächst wenig ergiebig, da es dabei vorwiegend um die Frage von adäquaten infrastrukturellen oder politischen Maßnahmen geht, mit denen die Hoffnung verbunden wird, den Frauen und Paaren die Entscheidung für ein Kind zu erleichtern. Allerdings wurden hier in den letzten Jahren wichtige Fragen der Flexibilisierung von Arbeit und Familie und der Veränderungen der entsprechenden Zeitstrukturen aufgeworfen.

2.3 Familie und Geschlecht

Die Verknüpfungen von Familien- und Geschlechtertheorie gestalten sich für Mikro- und Makro-Ebene unterschiedlich. In diesem Abschnitt geht es um das Verhältnis von Familie und Geschlecht auf der Makro-Ebene, also um die Interrelationen zwi-

¹⁹ Die deutlichsten Annäherungen zwischen sozialwissenschaftlicher Zeitdiagnose und Theorien des Geburtenrückgangs gibt es wohl in der Theorie des „zweiten demographischen Übergangs“ (Lesthaeghe).

schen dem Familiensystem und dem System der „Geschlechterklassen“ (Goffman 1994: 107 ff.). Die Binnenstruktur (Geschlechterverhältnis in Paarbeziehungen und Familien) wird in einem späteren Abschnitt behandelt (3.5).

Nach wie vor ist das Verhältnis der beiden Forschungsfelder Geschlechter- und Familiensoziologie zueinander angespannt, auch wenn innerhalb der Familienforschung etwa die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern (vor allem in Verbindung mit der „Vereinbarkeitsproblematik“) ein zentrales Thema geworden ist. Aber die theoretischen Diskussionen der Geschlechterforschung wurden in der Familiensoziologie nur am Rande rezipiert. Die von Goffman stammenden wichtigen Impulse und die Debatten um soziale Konstruktion von Geschlecht wurden nur selten aufgegriffen (Goffman 1994; Tyrell 1986; Burkart/Koppetsch 2001). Umgekehrt befassen sich die feministische Theorie oder die Geschlechtersoziologie kaum ernsthaft mit der Familie.²⁰

Im Schnittfeld von Geschlechter- und Familientheorie stand vor Jahren die Thematisierung patriarchaler Strukturen. Heute behandelt kaum jemand in der Familiensoziologie diese Frage, im Unterschied zur Geschlechtersoziologie (Walby 1997; Connell 1987) oder Körpersoziologie (Turner 1984). Für die Familienforschung scheint die Frage entschieden, ob es noch patriarchale Strukturen gibt: Sie wird gar nicht mehr gestellt. Man könnte „patriarchale Strukturen“ als Konzept begreifen, mit dem „Ungleichheiten“ sowohl in der Familie als auch im Beruf erklärt werden könnten. Statt dessen herrscht weitgehend Konsens, dass in der Familie Gleichheit und Partnerschaftlichkeit durchgesetzt sei.²¹ Allerdings fällt es dann schwer, die weiterhin asymmetrische Aufgabenverteilung in Privathaushalten zu erklären. Kenntnisse der subtilen Mechanismen, die dazu führen, dass zum Beispiel der Anteil von Professorinnen oder von Unternehmensleiterinnen nach wie vor so gering ist, könnten aber durchaus auch theoretisch nutzbar gemacht werden für das Verständnis der scheinbar so schwer erklärbaren Tatsache, dass in den meisten Paarbeziehungen/Familien die Männer die bessere Berufsposition einnehmen. Häufig wird hier, in Ermangelung einer soziologisch adäquaten Theorie, auf die ökonomische Ressourcentheorie zurückgegriffen, der zufolge es gewissermaßen eine rationale Entscheidung innerhalb der Familie ist, wenn die Frau auf die Ausübung ihrer beruflichen Tätigkeit verzichtet bzw. diese reduziert, da dadurch für die Familie insgesamt mehr zu gewinnen ist als wenn die Frau auf ihren Ansprüchen beharren würde. Neben einfachen ad-hoc-Erklärungen („die Männer wollen ihre Privilegien nicht abgeben“) kommen zunehmend wieder biologistische Erklärungen zum Zuge. Mit einem alten Patriarchats- oder Machtbegriff kommt man heute natürlich nicht mehr weit. Nur ist es theoretisch genauso unbefriedigend, mehr oder weniger selbstverständlich von Gleichheit und Partnerschaftlichkeit auszugehen – ohne die empirisch deutlichen Asymmetrien noch theoretisch fassen zu können.

20 Vgl. etwa Heintz (2001). Dieser Sammelband zur *Geschlechtersoziologie* mit etwa 20 Beiträgen hat seinen Schwerpunkt auf dem Zusammenhang von Geschlecht und sozialer Ungleichheit in der öffentlichen Sphäre (Bildung, Beruf, Politik), Familie und Paarbeziehungen werden nur am Rand thematisiert.

21 Symptomatisch dafür ist vielleicht, dass der Buchtitel „Vom Patriarchat zur Partnerschaft“ (Mitterauer/Sieder 1984) als zentrale Formel für die Modernisierung der Familie gilt.

2.4 Politik, Geschichte, Kultur

Drei weitere Felder seien noch kurz gestreift: Familienpolitik, historische Familienforschung und Kultur. Zum ersten Bereich gibt es zahlreiche Arbeiten, gerade in jüngerer Zeit. Zum zweiten scheint die Forschung ein wenig erlahmt. Beim dritten besteht weiterhin Forschungsbedarf.

Familienpolitik. Im Zuge der demographischen Krise und der Überforderung des Sozialstaates gewann Familienpolitik – allerdings in enger Verknüpfung mit Sozialpolitik (Rentenversicherung, Gesundheitssystem), Steuerpolitik (Steuern für Kinderlose?) und Frauenförderung wieder stärker an Bedeutung.²² Für die Familientheorie ist dies ein wichtiges Feld, gerade auch, weil die Beziehungen von Familie und Staat seit jeher spannungsvoll sind. Es geht immer um das Verhältnis von privater Freiheit und öffentlicher Fürsorge. Deshalb sind normative Implikationen von Theorie hier noch weniger vermeidbar als sonst.²³ Familienpolitik steht heute im Spannungsfeld zwischen Bevölkerungspolitik (Fertilitätsförderung), Gleichstellungspolitik (Frauenförderung) und Familienförderung (Förderung der Lebensform Familie).

Historische Familienforschung. Die historische Familienforschung war für die Theoriebildung wichtig, weil sie dem Begriff der modernen Familie historische Plastizität geben konnte, weil sie bestimmte Mythen korrigieren konnte: beispielsweise den Mythos Großfamilie (Mitterauer/Sieder 1984); oder weil sie falsche Auffassungen über radikale historische Brüche korrigieren half. Inzwischen sind auch in diesem Bereich die Verbindungen zwischen den Forschungsfeldern lockerer geworden (Schmidt 2002: 345) – obwohl gerade im Zuge der Individualisierungsdebatte immer wieder deutlich wurde, dass Veränderungstendenzen leicht fehlinterpretiert werden können, wenn sie nicht im längerfristigen historischen Vergleich gesehen werden.

Während die Entstehungsgeschichte der *modernen Familie* in den Grundzügen geklärt ist, bewegt sich die Diskussion über einen möglichen Übergang zur *postmodernen Familie* immer noch auf dünnem Eis. In der deutschen Familienforschung wird der Begriff im Grunde nicht ernst genommen.²⁴ Zwar hatte Edward Shorter schon in den 1970er Jahren seine historischen Analysen zur *Geburt der modernen Familie* mit einem Kapitel über die „postmoderne Familie“ abgeschlossen; und in Deutschland hat ein umfangreicher Sammelband diese Diagnose aufgegriffen und diskutiert (Lüscher/Schultheis/Wehrspau 1988). Doch seither ist an dieser Diskussionsfront hierzulande wenig passiert, im Unterschied zu den USA. In der Sache gibt es allerdings deutliche Überschneidungen zur Individualisierungsthese.

22 Zum Beispiel Leisering (1992), Kaufmann (2003).

23 In anderen Ländern hat die politische Seite oft stärker Berücksichtigung in der Familiensoziologie gefunden. Vgl. etwa Singly (1994), wo die Entwicklung der letzten hundert Jahre in Frankreich auf zwei miteinander verknüpfte Tendenzen zugespitzt wird: zum einen Privatisierung und Autonomisierung (Familie zunehmend als Schutzraum persönlicher Individualität), zum anderen wachsende Intervention des Staates.

24 Es gibt aber auch kaum fundierte Diskussionen darüber, ob alternative Angebote der Zeitdiagnostiker – Spätmoderne, *high modernity*, Zweite Moderne, reflexive Moderne – der Charakterisierung der gegenwärtigen und zukünftigen Familie eher angemessen wären.

Mit der Unklarheit über einen möglichen Übergang von der modernen zur post-modernen Familie hängt auch eine Unsicherheit bezüglich der Frage zusammen, in welcher Weise das „bürgerliche“ Familienmodell noch Geltung hat. Natürlich sind Tendenzen, die eine deutliche Veränderung gegenüber der klassischen bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts (Rosenbaum) und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausmachen, nicht zu übersehen, etwa im Bereich der Geschlechtsrollen, der Erziehungspraktiken oder der Veränderungen durch Technisierung und Medialisierung. Umgekehrt kann man aber Tendenzen der Verstärkung „bürgerlicher“ Züge konstatieren. So ist zum Beispiel die in der Literatur überall als Kennzeichen der modernen bürgerlichen Familie genannte Intimisierung und Emotionalisierung der familialen Beziehungen eher noch gesteigert worden; ebenso die Autonomisierung der Familienmitglieder, wie sie sich u.a. bei den Wohnverhältnissen bemerkbar macht. Mit dem Bürgertum beginnt die Individualisierung der Wohnräume, ein Prozess, der bis heute anhält. Schließlich ist auch die romantische Liebe weiterhin unangefochten gültig als wichtigste Legitimationsbasis für Paarbildung und Familienbildung. Und vielleicht haben die Tendenzen zur Selbstverwirklichung, die man in der Tradition der Bildung des bürgerlichen Subjekts verorten kann, die bürgerliche Familie – anders als Pessimisten wie Lasch, Bellah oder Sennett befürchteten – sogar eher erneuert als zum Verschwinden gebracht.

Kultur. In einem gewissen Kontrast zum vielfach konstatierten *cultural turn* hat sich die familientheoretische Forschung von der neueren Kultursoziologie eher wenig beeinflussen lassen – und die ältere Kultursoziologie, wie sie von Parsons entwickelt wurde, gilt, wie gesagt, als nicht mehr anschlussfähig. Eine kultursoziologische *Praxistheorie* im Anschluss u.a. an Goffman und Bourdieu (vgl. Reckwitz 2000) könnte für die Familienforschung fruchtbar gemacht werden, wenn man anerkennt, dass die Familie nicht bloß ein Beziehungsnetz von Akteuren oder gar eine Veranstaltung zur Durchsetzung rationaler Entscheidungen ist, sondern ein soziales Feld, in dem Ritualen und Emotionen, körperlichen Praktiken und einverlebten Routinen besondere Bedeutung zukommt.²⁵ Ein anderer Aspekt von Kultur ist mit dem Diskursbegriff im Anschluss an Foucault erfasst, der in der qualitativen Sozialforschung neuerdings Beachtung findet. Mit Familiendiskursen oder Familienrhetorik hat sich in Deutschland von allem die Arbeitsgruppe um Kurt Lüscher befaßt, wenn auch mit etwas anderer Ausrichtung (Lüscher 1995).

Das Stichwort *Kultur des Individualismus* führt noch einmal zurück zur Individualisierungsdebatte. Obwohl diese Debatte einen großen Teil der familiensoziologischen Literatur der letzten Dekaden bestimmt hat, gibt es vergleichsweise wenige systematische Theorie-Arbeiten zum Begriff des Individualismus in seinem Verhältnis zur Familie. „Individualisierung“ wurde meist verstanden als Problem für die Familie: Der wachsende Individualismus führe dazu, dass Individuen allein wohnen, sich nicht mehr binden, sich schneller wieder trennen, sich stärker auf ihre individuelle Erwerbsarbeit konzentrieren als auf die Familie. In diesem Sinn wurde die strukturelle Seite der Freisetzung relativ ausführlich analysiert, vor allem als Krisenindika-

25 Die Arbeiten von Jean-Claude Kaufmann (1994, 1999) können als Beispiele für in diesem Sinn theoriegeleitete Studien gelten. Vgl. dazu auch unsere milieuvvergleichende Studie (Koppetsch/Burkart 1999).

tor für die Familie. In der Argumentation der Theorie funktionaler Differenzierung gibt es dagegen eine eher positive Interpretation von Individualisierung. Man geht hier davon aus, dass die moderne Gesellschaft Individuen braucht, die sich auch als solche verstehen, d.h. eine reflexive Identität entwickeln (Schimank 2002). Und vielleicht kommt der Familie ja zunehmend die Funktion zu, Personen zu Individuen zu machen und die Selbstthematizierung zu fördern (Burkart 2004).

3. Zur Binnenstruktur der Familie

Theoretische Überlegungen zur Binnenstruktur der Familie befassen sich mit der inneren Ausdifferenzierung des Familiensystems, mit dem Verhältnis Ehe, Familie, Haushalt und Verwandtschaft, mit dem Geschlechter- und Generationsverhältnis innerhalb der Familie, mit Kommunikationsformen und Interaktionsregeln.

3.1 Familie, Haushalt, Verwandtschaft

Die weitgehende Gleichsetzung von Haushalt und Familie in der amtlichen Statistik hat zu vielen Missverständnissen in der öffentlichen Wahrnehmung der Prävalenz von Normalfamilien geführt – und zu Fehldarstellungen, die besonders im Wissenschaftsjournalismus verbreitet sind. So findet sich zum Beispiel immer wieder einmal die Aussage, in deutschen Großstädten gäbe es schon mehr als 50 Prozent Singles – hier liegt offenkundig eine Verwechslung von Haushalten und Personen zugrunde, denn das relevante Bezugsdatum sind 50 Prozent Einpersonenhaushalte. Zumindest außerhalb der Familienforschung werden solche Aussagen auch von manchen Wissenschaftlern übernommen. Selbst in der Familiensoziologie kann man gelegentlich lesen, die klassische Normalfamilie sei bloß noch eine Minderheit. Man bezieht sich dabei auf die Haushaltsstatistik und zieht daraus den falschen Schluss, dass „Ehepaare ohne Kinder im Haushalt“ nicht zu den Familien zählen. Richtig ist allerdings, dass *Familienhaushalte* (d.h. Haushalte, in denen zwei Generationen zusammenleben) nicht mehr die größte Gruppe unter den Haushalten sind; ein Umstand, der auf das neolokale Prinzip der Familiengründung, die gestiegene Lebenserwartung und den hohen Anteil von Einpersonenhaushalten Älterer zurückzuführen ist. Musste wirklich erst die neuere Generationenforschung zeigen, dass Familien auch dann noch Familien sind, wenn die Generationen nicht alle unter einem Dach wohnen? („multilokale Mehrgenerationenfamilie“; Bien/Marbach 1991; Bertram 2000)²⁶

26 Anders wiederum ist die Lage, wenn man sich bei der Aussage, die „klassische Familie“ sei nur noch eine Minderheit, auf das Kriterium der traditionellen Rollentrennung bezieht. Dann wäre die „klassische Normalfamilie“ die Alleinverdiener-Familie (*breadwinner/caretaker*, die Ehefrau als Hausfrau und Mutter), und diese ist in dieser strikten Form in der Tat nur noch eine Minderheit.

Es herrscht eine gewisse Unsicherheit über die *erweiterte Kernfamilie*. Die Regeln, wer dazu gehört, scheinen in der Tat stark aufgeweicht. Vielleicht sollte man in der Familienforschung wieder stärker auf kulturelle Aspekte (Rituale, symbolische Praktiken) achten, zum Beispiel die Bedeutung von Familienfesten, bei denen Verwandte zusammenkommen, die in alle Winde zerstreut sind, aber sich offenbar doch der einen „Familie“ oder „Sippe“ (Verwandtschaftssystem) zugehörig fühlen. Man könnte dann Kriterien finden, die nicht mehr auf formale Verwandtschaftsregeln beschränkt wären, ohne deswegen gleich alle familialen Beziehungen der individualisierten Beliebigkeit anheim zu stellen. Die Grenzen, wer noch dazu gehört und wer nicht (und vor allem: mit wem man etwas zu tun haben will oder nicht), waren auch in der Vergangenheit nicht so starr, wie die beliebte Rede von der „Wahlverwandtschaft“ heute suggeriert. Die zahlreichen Stellungnahmen zur „Pluralisierung von Lebensformen“, „Auflösung des Familienverbands“ helfen hier jedenfalls nicht weiter. Dagegen könnten die aus der Ethnologie und der kulturvergleichenden Familienforschung bekannten Begriffe als Beschreibungsvokabular wieder stärker genutzt werden.

Die in weiten Teilen Mitteleuropas und der westlichen Welt vorherrschende Familienform, so lässt sich der Stand der Theorie vielleicht zusammenfassen, ist die Mehrgenerationen-Familie in Form des Generationsverbundes (Nave-Herz 2004: 32).²⁷ Die einzelnen Generationen bilden relativ autonome Einheiten (Neo- bzw. Multilokalität, d.h. die Kinder-Generation lebt nur bis zur Gründung eines eigenen Haushalts bei den Eltern), die Ehe/Paarbeziehung hat Priorität gegenüber der Herkunft- oder Abstammungsfamilie. Weitere Merkmale sind: Egalität beider Herkunftsfamilien, keine oder nur schwache Patrilinearität, neuerdings sogar Tendenzen der Matrilinearität (aufgrund der Zunahme von alleinerziehenden Müttern und multiplen Vaterschaften).

Bis in die 1970er Jahre wurde die von Parsons stammende Isolationsthese diskutiert („strukturelle Isolation der Kernfamilie“). Es ging dabei um die relative Autonomie der Familie, um den Grad der Autonomie der Kleinfamilie im Verwandtschaftssystem. Sie wurde oft missverstanden und als widerlegt angesehen, nachdem gezeigt worden war, dass die Kontakte zwischen den Generationen und innerhalb der Verwandtschaft durchaus noch hoch waren. Schon in den 1950er und 1960er Jahren hatte es Studien gegeben, die zeigten, dass „Isolation“ nicht notwendigerweise weniger Kontakte zwischen den Generationen bedeuten muss, aber eine Lockerung von Verwandtschaftsbindungen nach sich zieht. Die theoretischen Anstrengungen zum Verhältnis von Familie und Verwandtschaft und zur Struktur der Verwandtschaft haben merklich nachgelassen. Spätestens seit Frank Furstenbergs Diagnose der „conjugal succession“ (1987) – bei jeder neuen Ehe wechselt man einen Teil der Verwandtschaft aus – hält man in der von der Individualisierungsthese beherrschten Familiendiskussion Beziehungen zu Verwandten für eine Sache der freien Entscheidung, Wahl-Verwandtschaft eben.²⁸ Zum Teil ist in der Theorie an die Stelle von *Ver-*

27 Generationsverbund in Abgrenzung zur Abstammungsfamilie, wo Patrilinearität und Priorität der Herkunftsfamilie gelten.

28 Eine der wenigen ausführlichen Publikationen zur Verwandtschaftsthematik: Schütze/Wagner 1998.

wandtschaft das *Netzwerk* getreten. In den 1980er und 1990er Jahren wurden zunehmend „informelle“ Netzwerke untersucht, nicht nur im Zusammenhang mit dem Rückgang innerfamiliärer Bindungen, sondern auch dem vermeintlichen Rückzug des Staates aus der Familienversorgung. In der Familienforschung wurden Netzwerke vor allem als Unterstützungssysteme betrachtet, als positiv funktionierendes Netz von Sozialkontakten. Seit Mitte der 1990er Jahre kam eine stärker problemorientierte Sichtweise hinzu, in der zum Beispiel Ambivalenzen (Lüscher/Pillemer 1998) und Konflikte herausgearbeitet wurden (Schmidt 2002: 69 ff.).

3.2 Paarsystem, familiäre Dynamik und Lebenszeit

Zunächst ist theoretisch keineswegs trivial, dass die Paarbildung ebenso wie die Familiengründung eine neue Realität *sui generis* schafft, eine neue soziale Entität (Berger/Kellner 1965; Alberoni 1984). Ehe und Familie sind deshalb mehr als eine geregelte Kooperation oder eine einfache *Beziehung* zweier Individuen. Das gilt auch, wenn bestimmte institutionelle Rahmenbedingungen geschwächt sind, wie bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Mit Paarbildung und Familiengründung entsteht ein neues Gebilde mit Systemcharakter – auch im Sinne einer Kultur („Semantik“ in Luhmanns Terminologie): Die Gemeinsamkeit des Paares und der Familienmitglieder schafft eine neue Sinnenebene.²⁹ Unterschätzt wird in manchen Debatten der Charakter der Ehe als einer immer noch starken Institution im umfassenden Sinn (rechtlich, sozial, kulturell). Wer heiratet, erzeugt nach innen und nach außen eine höhere Verbindlichkeit und Verpflichtung, als wer nur „so“ zusammenlebt oder getrennt wohnt. Die neu entdeckte Bedeutung von Ritualen und Familienfesten ist ein Indikator dafür (Nave-Herz 2004: 138 ff.).

Parsons hat bereits früh die Familie als System mit einer Binnendifferenzierung analysiert (Parsons/Bales 1955). Einige Autoren aus dem Lager der Theorie der funktionalen Differenzierung sehen heute zunehmende Probleme der Entkopplung der Subsysteme, der mangelnden Integration, vor allem zwischen dem Eltern-Kind-System und dem Elternpaar-System (Filiation und Konjugalität; Herlth/Tyrell 1994). Meyer (1992) macht drei Teilsysteme bzw. „Privatheitstypen“ aus: partnerschaftsorientiert, kindheitsorientiert und individualistisch. Dahinter steckt auch die Auffassung, dass Ehe und Familie nicht mehr selbstverständlich zusammengehören; mehr noch: dass Liebe, Paarbeziehung, Ehe und Familie nicht mehr eine Einheit bilden. Daher die Auffassung in Teilen der Familiensoziologie, dass diese Bereiche auch eigenständig beforscht werden müssten.

Luhmann hat den temporalen Charakter von Systemen betont. Auch Familie ist ein System in der Zeit, ein dynamisches System. Während die Berücksichtigung der Lebenszeitperspektive von Individuen aufgrund der Erfolgsgeschichte von Lebenslauf- und Biographieforschung (Kohli 1985) längst selbstverständlich ist, gilt dies für

²⁹ Eine neue Realitätsebene konstatiert auch Huinink (1995) mit der dialogischen Beziehung des Paares (vgl. dazu auch Nave-Herz 2004: 151). Im Methodologischen Individualismus wird dagegen tendenziell so getan, als handle es sich bei einem Paar um zwei unabhängige Individuen, die miteinander kooperieren oder sich austauschen.

das Familiensystem noch nicht in gleichem Maße. Doch das theoretische Interesse ist auch in der Familienforschung in verschiedener Hinsicht zunehmend auf die Kategorie der Zeit gelenkt worden. Neben der historischen Familienforschung und der lebenszeitlichen Perspektive finden etwa die Problematik der Zeitstruktur und Zeitor- ganisation in Familienhaushalten Beachtung (Daly 1996; Hochschild 1997). Die temporale Dimension wurde insbesondere für einzelne Phasen des „Familienzyklus“ analysiert: von der Ablösung der Individuen von der Herkunftsfamilie über die Paar- bildung und die Gründung einer eigenen Familie bis zur ihrer möglichen Auflösung.

3.3 Paarbildung und Familiengründung

Paarbildung. In der psychologischen Literatur, im Rahmen des Methodologischen Individualismus, aber auch allgemein in der Familienforschung ist meist von „Partnerwahl“ die Rede, ein Begriff, der struktursoziologisch irreführend ist, suggeriert er doch die merkwürdige Vorstellung, als wählte jedes Individuum aus einem mehr oder weniger großen Angebot einen Partner aus – und nur, wenn der andere zufällig den selben Partner aussucht, kommt es zur Paarbildung. Natürlich ist es richtig (und dies ist mit Partnerwahl oft auch gemeint), dass die Individuen selbst – und nicht wie früher deren Eltern – auf Partnersuche gehen oder mit der Bereitschaft in die Öffent- lichkeit gehen, sich auswählen zu lassen.³⁰ Aber insgesamt wäre hier doch eine strukturtheoretische oder interaktionistische Perspektive soziologisch treffender, deshalb spreche ich lieber von Paarbildung, verstanden als Ergebnis eines komple- xen Prozesses der Interdependenzen von Wunschvorstellungen über ideale Partner, intentionalen Handlungen, zufälligen Begegnungen und einer Reihe von sozialen Strukturbedingungen. Die sozialen Regeln der Emergenz dieses Prozesses wären zu untersuchen, denn nicht durch zwei individuelle Wahl-Handlungen entsteht ein Paar, sondern durch eine Reihe von emotional und sexuell aufgeladenen Interaktionen in bestimmten sozialen und kulturellen Kontexten.³¹ Selbstverständlich gehören zu die- sem Prozess auch individuelle Entscheidungen, etwa darüber, ob an kritischen Punkten der Weg zum Paar fortgesetzt werden soll oder nicht.

Ein Großteil der diesbezüglichen Forschungen kommt aus der Psychologie. So- ziologische Analysen der Paarbildung konzentrieren sich gewöhnlich auf strukturelle Rahmenbedingungen und normative Regulierungen der auf Paarbildung bezogenen Interaktionsprozesse: Struktur von Heiratsmärkten, Gelegenheitsstrukturen, Homo- gamie- und Exogamie-Regeln. Aus der empirischen Forschung, die zeigt, dass es weiterhin soziale Regeln der Paarbildung gibt, seien drei markante Ergebnisse her- vorgehoben, die auch theoretisch relevant sind: Erstens ist *soziale Herkunft* immer noch wichtig. Das verweist auf die Bedeutung des Habitus bei der Paarbildung

30 Wahrscheinlich wird man sogar sagen können, dass der Begriff „Partnerwahl“ früher bzw. in Kontexten von durch die Eltern arrangierten Ehen angemessener war als heute, weil die Wahl eines Ehepartners durch die Eltern eher eine Angelegenheit rationaler Wahl war als unter dem Zeichen von sexueller Attraktion und Liebe.

31 Hier sei auf die Studie über den *Konsum der Romantik* von Eva Illouz (2003) hingewie- sen, die sich mit der Komplexität der Paarbildung im Kontext der Kulturindustrie befasst.

(Bourdieu 1982: 373 ff.). Zweitens hat sich der *Bildungsgrad* als wichtiger Homogamie-Faktor in den Vordergrund geschoben. Und im Zusammenhang mit den Umwälzungen im Geschlechterverhältnis hat sich damit auch die *Homogamie* zwischen Partnern vergrößert. Diese Konstellation hat einen neuen Paartypus hervorgebracht: das egalitäre, partnerschaftlich orientierte, individualisierte Paar. Zwei seiner Ausprägungen sind für die Familientheorie besonders interessant: Das kinderlose Doppel-Karriere-Paar und – in noch stärkerer Abkehr vom Komplementaritätsmodell (das meist mit Hypergamie verbunden war) – die Paarbeziehung ohne gemeinsamen Haushalt (*living apart together*).³²

Übergang in die Elternschaft, Familiengründung. Wann führt die Paarbeziehung in die Ehe, wann führt die Ehe in die Elternschaft? Wenn auch mit abnehmender Tendenz, so besteht in Deutschland immer noch eine starke Verbindung zwischen Eheschließung und Familiengründung. Die Frage der Entscheidung zur Elternschaft wird weiterhin diskutiert (Schneider/Matthias-Bleck 2002). Doch ist in den letzten Jahren zunehmend bemerkt worden, dass es für einen wachsenden Anteil der Bevölkerung nicht zur Familiengründung kommt: Die Zahl von Singles und Kinderlosen steigt. Erklärungsversuche für Kinderlosigkeit setzen im Allgemeinen am Vereinbarkeitsproblem, der Bildungsexpansion und den Umwälzungen im Geschlechterverhältnis an (Berger/Kahlert 2006; Kreyenfeld/Konietzka 2006).³³

Paarbildung und Familiengründung sind Elemente des Zusammenhangs von Lebenslauf und Familiendynamik. Die Forschung hat sich inzwischen weiter ausdifferenziert, Kindheit, Jugend und Alter sind ebenso eigene Forschungsfelder geworden wie Lebenslauf- und Biographieforschung. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob Ehe und Familie aus der Sicht der Lebenszeit des Einzelnen noch den Charakter einer dauerhaften, lebenslangen Lebensform haben oder ob sie nur noch Lebensphasen sind. Dafür spricht manches (Burkart 1997). Doch nach wie vor gilt die Unkündbarkeit der Elternschaft, und diese gilt lebenslang, d.h. auch für die alt gewordenen Eltern – und deshalb sind auch für die erwachsenen Kinder die Beziehungen zur Herkunftsfamilie im kulturellen Normalfall stabil.

3.4 Sozialisation und Generationsbeziehungen

Sozialisation. Das Generationsverhältnis in der Familie konzentriert sich zunächst, in der neolokalen Kernfamilie, auf das Verhältnis der jungen Eltern zu ihren Kindern. Dies ist das Feld für die Sozialisationsforschung, die in den 1970er Jahren eine Blütezeit hatte, danach aber allmählich aus dem Bereich der Familiensoziologie verschwand (Schmidt 2002: 204 ff.). Das ist um so erstaunlicher, als von den wenigen Funktionen, die der Familie noch geblieben sind, die Sozialisation der Kinder die wohl wichtigste ist. Die Soziologie hat sich aus diesem Forschungsfeld weitgehend

32 Abgesehen von dieser Form des freiwillig Getrenntlebens haben auch andere mobile Lebensformen (etwa durch Berufspendeln) an Bedeutung gewonnen (Schneider/Limmer/Ruckdeschel 2002).

33 Dabei richtet sich der Blick aber überwiegend auf die Frauen. Tölke/Hank (2005) sprechen deshalb von den Männern als „vernachlässigtes Geschlecht“.

zurückgezogen und es der Entwicklungspsychologie, der Sozialpsychologie und der pädagogisch orientierten Sozialisationsforschung überlassen.³⁴ Und die soziologische Kindheitsforschung befasst sich weniger mit familialer Sozialisation als mit der Lebenswelt von Kindern. Für die Soziologie wäre aber wichtig zu wissen, welchen Beitrag die Familie noch zur Persönlichkeitsentwicklung leistet, zur Entwicklung des moralischen Bewusstseins, zur Identitätsbildung, zur Subjektivierung. Schließlich verweisen die wachsenden Probleme, die sich an den Schulen zeigen, immer noch stark auf den familialen Hintergrund.

Auszug aus dem Elternhaus. Neben der Kindheits- hat sich auch die Jugendforschung gegenüber der Familienforschung verselbständigt. Sie ist jedoch gerade für die Auflösung des Familienhaushalts wichtig: Wann und unter welchen Umständen verlassen die Kinder das Elternhaus? Als Gegentrend zur Auflösung von Familien und zur Individualisierung wird seit einiger Zeit das Phänomen registriert, dass Töchter und vor allem Söhne bis weit ins Erwachsenenalter zuhause wohnen bleiben („Hotel Mama“). Und dies bei weiterhin vorgerücktem Pubertätsalter, so dass die Lebenszeit, die man als Jugendlicher im Elternhaushalt verbringt, weiter steigt.

Altern und Generationsbeziehungen. Auch die Altersforschung hat sich institutionell ausdifferenziert. Gleichwohl gibt es einen Bereich, wo Alters- und Familienforschung noch eng zusammenarbeiten: Die familiale Generationsforschung hat sich in den letzten Jahren zu einem neuen Schwerpunkt entwickelt (Lüscher/Schultheis 1993; Kohli/Szydlik 2000). Sie hat den Blick für die Tatsache geschärft, dass Familie nicht umstandslos mit Haushalt gleichgesetzt werden kann; sie hat deutlich gemacht, dass das Verhältnis der Generationen nicht so schlecht ist, wie man es aufgrund mancher Argumente aus dem Kontext der Individualisierungsdebatte erwarten könnte. Die Austauschprozesse, Kontakte und Transfers (Geld und Dienstleistungen) sind vielfältig und reichhaltig. Aber es wurde auch deutlich, dass unter den veränderten demographischen und politischen Bedingungen die mittlere Generation von zwei Seiten unter Druck gerät, weshalb auch von einer „Sandwich“-Generation die Rede ist: Finanzierung und Erziehung der eigenen Kinder auf der einen Seite, Pflege der alten Eltern auf der anderen Seite.

3.5 Geschlechterverhältnis innerhalb der Familie

Das Geschlechterverhältnis innerhalb der Familie weist einige Besonderheiten auf und kann deshalb nicht analog zum Geschlechterverhältnis auf der Makro-Ebene untersucht werden. Es geht hier ja nicht um das Verhältnis von Männern und Frauen, sondern um das Paar als einer besonderen Beziehung zwischen zwei Personen, um Liebe, emotionale Unterstützung und Partnerschaft. Das hat Auswirkungen auf die Arbeitsteilung und Kooperation zwischen Mann und Frau in Ehe und Familie, hinsichtlich der Hausarbeit und der Kindererziehung, aber auch bezüglich der Frage, wo die Familie ihren Standort hat, wenn Mann und Frau nicht in der selben Stadt arbei-

34 Zu den wenigen Ausnahmen gehören Leu/Krappmann (1999), Grundmann (1999) oder Hopf (2005).

ten. Zur Arbeitsteilung im Haushalt gibt es zahlreiche empirische Studien. Abgesehen davon, dass sie ein überraschendes Ausmaß weiterhin bestehender Geschlechtsunterschiede dokumentieren, wurde auch deutlich, dass keineswegs in allen Milieus das Ideal der egalitären Ehe vorherrscht.³⁵ Aber das Begriffsinstrumentarium zur Typologisierung von Geschlechterverhältnissen beschränkt sich häufig auf einfache Dichotomien wie traditional vs. egalitär – und mehr oder weniger diffuse Zwischenkategorien.

Die Frage, wie die Arbeitsteilung organisiert ist, hängt vom Charakter der Paarbeziehung und ihren Regulativen (Regeln, Normen, Beziehungsidealen) ab. Drei Grundtypen lassen sich unterscheiden: Arbeitsteilung aufgrund von unterschiedlichen Ressourcen oder Machtverhältnissen; partnerschaftliche Aushandlung der Arbeitsteilung; und Arbeitsteilung aufgrund traditioneller Geschlechterrollen in Verbindung mit Liebe oder aufgrund von Habitualisierungen und Routinen. Was den ersten Punkt betrifft, hat es seit der Diskussion um die Ressourcen-Theorie (Held 1978) wenig Neues gegeben. Seither stehen eher Studien zur partnerschaftlichen Aushandlung im Vordergrund.

Mann und Frau in der Ehe unterscheiden sich natürlich nicht nur in Bezug auf Tätigkeiten (Arbeitsteilung, Alltagsorganisation), sondern auch in Bezug auf ihre wichtigsten Rollen innerhalb der Familie, die Elternrollen. Auch hier wird ein grundsätzlicher Wandel diskutiert, das Auftauchen von „neuen Vätern“. Es scheint festzustehen, dass Väter heute stärkere affektive Bindungen zu ihren Kindern haben. Aber hat sich deshalb die Vaterrolle grundlegend gewandelt? Fthenakis/Minsel (2001) etwa glauben, feststellen zu können, dass dies nicht der Fall ist. Zwar wurde immer wieder das Aufkommen eines neuen Vätertypus konstatiert, eines Außenseitertypus, mit dem man die Hoffnung verband, er würde im Zuge der allgemeinen Umwälzungen im Geschlechterverhältnis komplementär zur Veränderung der Frauen- und Mutterrolle auch die Familienstruktur auf eine neue Basis stellen. Diese Hoffnungen haben sich bis heute nicht erfüllt, zumindest nicht auf der Ebene der Praxis (zum Beispiel gemessen an der Zeit, die Väter und Müttern mit ihren Kindern verbringen). Statt dessen ist häufiger vom „Verschwinden des Vaters“ oder von „shrinking of fatherhood“ (Jensen 1999) die Rede, zumindest von einer Fragmentierung der Vaterschaft (Vaskovics 2002).

Liebe und Partnerschaft. Wenn sich die Geschlechtersoziologie dem Thema Liebe nur zögernd nähert, dann liegt das daran, dass in feministischer Sicht Liebe häufig zur Verschleierung männlicher Herrschaft diene. Die Familienforschung hat aus anderen Gründen das Thema Liebe vernachlässigt (Burkart 1998). Vielfach wurde konstatiert, dass sich das bürgerliche Modell der Liebesehe – verstanden als Junktim zwischen Liebe und Ehe: wenn man liebt, sollte man heiraten; wenn man heiratet, sollte man sich lieben – spätestens im 20. Jahrhundert in allen Schichten durchgesetzt hat. Genauso wurde aber auch deutlich, dass die Liebesehe aus sich heraus Probleme mit der Stabilität bekommt, weil die Liebe als Basis für Dauerhaftigkeit nicht taugt. Als eine mögliche Lösung dieses Problems wurde – schon im 19. Jahrhundert

35 Koppetsch/Burkart (1999), Hopf et al. (2001), Huinink/Röhler (2005). Vgl. auch die zahlreichen Hinweise auf einen „vollzogenen normativen Einstellungswandel“ bei immer noch starken faktischen Unterschieden (z.B. Nave-Herz 2004: 155).

– das Prinzip der Partnerschaftlichkeit entwickelt (Leupold 1983). Inzwischen glauben viele Autoren, dass es die Liebe als Regulativ von Ehe und Paarbeziehung abgelöst habe (Giddens 1993). Allerdings gibt es auch Skepsis gegenüber diesem Prinzip, weil es zu rationalistisch sein könnte (Hochschild 2003; Burkart/Koppetsch 2004).³⁶

Auflösung von Paarbeziehung und Familie. Die zeitliche Perspektive ist auch deshalb wichtiger geworden, weil die Familie nicht länger eine unauflösliche Einheit ist. Die Scheidungsforschung ist zu einem Schwerpunkt der Forschung geworden, an dem sich auch die Reichweite und Erklärungskraft der Theorie-Ansätze gut durchspielen ließe. Aus dem Umfeld der Mannheimer Scheidungsstudie (Esser 1999, 2001; Klein/Kopp 1999) und einem neuen Schwerpunktprogramm zur Beziehungs- und Familienentwicklung (Feldhaus 2005) gibt es Ansätze für ein integriertes Modell der Stabilität bzw. Instabilität von Paarbeziehungen, bei dem neben der Handlungsebene und der Gelegenheitsstruktur auch Tendenzen wie Wertewandel, Individualisierung und gemeinsame Sinnwelt betont werden.

3.6 Familie als Kommunikationssystem und Gefühlsgemeinschaft

Häufig wird konstatiert, dass der spätmodernen Familie neben der Aufgabe, Kinder in die Welt zu setzen und deren Persönlichkeit in den Grundzügen zu formen (Reproduktion der Gattung und Sozialisation), noch die Funktion verblieben sei, den Kindern aber auch den Erwachsenen ein Milieu zur Verfügung zu stellen, in dem sie Geborgenheit, Wärme und emotionale Sicherheit erleben und erfahren können (soziale Reproduktion). Die Soziologie hat diese Aspekte oft nur in sehr allgemeiner Form thematisiert und die Details – etwa zu den Faktoren, wie in einer Familie ein emotionales Klima hergestellt wird – der Psychologie überlassen. Emotionen seien kein legitimer Gegenstand der Soziologie, so glauben immer noch viele. Aber ohne eine affektiv-rituelle Basis, das ist seit Tönnies und Durkheim bekannt, ist der Aufbau von Solidargemeinschaften kaum möglich (Huinink/Strohmeier/Wagner 2001).

Folgt man Luhmann, dann sind alle sozialen Systeme Kommunikationssysteme. Im Unterschied zu anderen zeichnet sich das spezielle soziale System Familie ihm zufolge durch eine besondere Form der „enthemmten Kommunikation“ (Luhmann 1990: 203 ff.) aus, bei der fast alles thematisierbar sei. Zweifellos ist das familiäre Gespräch wichtig, wie auch Berger/Kellner (1965) in einem einflussreichen Aufsatz betonten, in dem sie vor allem die identitätsstabilisierende Funktion der Ehe hervorgehoben hatten.³⁷ In diesem Zusammenhang sind auch die Untersuchungen zu Konsens-Fiktionen wichtig (Hahn 1983). Aber familiäre Kommunikation ist nicht unbedingt auf Konsens angelegt, im Gegenteil: Folgt man Luhmann, ist die Kontinuität der Kommunikation auf das Nein-Sagen angewiesen; und in einer konflikttheoretischen Perspektive sind gerade Konflikte und Dissens wichtig für Gemeinschaftsbil-

36 Zur Verschränkung von Ökonomie und Emotionen (oder Geld und Liebe) siehe auch Wimbauer (2003) und Illouz (2003).

37 Untersuchungen wie jene von Angela Keppler (1994) über Tischgespräche sind selten geblieben. Sie wurde in der Familiensoziologie auch wenig rezipiert.

dung. Deshalb könnte auch die Untersuchung von Dissensfiktionen fruchtbar sein (Hildenbrand 2006).

4. Die Theorie-Zukunft der Familiensoziologie und die Zukunft der Familie

Es mag sein, dass dieser Bericht Defizite und Desiderata der Familienforschung überbetont und damit die zweifellos vorhandenen Erfolge und Erträge vernachlässigt hat. Wissenschaftliche Berichterstattung gerät zunehmend in das Dilemma zwischen einer durch die neuen Evaluations- und *ranking*-Mechanismen geforderten Selbstanpreisung und der immer noch gültigen Maxime, dass wissenschaftlicher Fortschritt am besten durch Kritik und Selbstkritik zustande kommt. Die Leistungen auf vielen Teilgebieten der Familienforschung sind ja nicht zu übersehen. Aber wenn die hier vorgenommene Diagnose richtig ist, dann besteht eines der Kernprobleme der Forschung in der Ausdifferenzierung von Forschungsfeldern und damit der wachsenden Schwierigkeit, noch eine theoretische Integration zu erreichen. Darüber hinaus sehen sich viele Forschungsfelder mit neuen Herausforderungen konfrontiert.

In diesem Sinn sollen abschließend einige Aufgaben für die Zukunft knapp umrissen werden. Seriöse Zukunftsüberlegungen bewegen sich meist in den Bahnen der bisherigen Diskussionen, wie sich auch auf einer der Zukunft der Familie gewidmeten Jahrestagung der Sektion Familiensoziologie (2005 in Lüneburg) zeigte. Eine der dort meistdiskutierten Tendenzen war die Vermutung einer weiteren Fragmentierung der Elternschaft, insbesondere der Vaterschaft. Ein anderer Aspekt war die Technisierung des Haushalts, deren soziale Folgen aber noch unklar sind. In Bezug auf die Zukunft der Pflege machen sich Altersforscher Sorgen. Aber in theoretischer Hinsicht ist die Zukunft schwer zu prognostizieren. Die postmoderne Familie bleibt eine vage Vorstellung, und auch die weitere Entwicklung der Individualisierung ist offen.

Auf eine wichtige Herausforderung nicht nur für die Familienforschung, sondern für die Soziologie insgesamt sei abschließend noch etwas ausführlicher hingewiesen. Gemeint ist das Rahmenthema des diesjährigen Soziologie-Kongresses, „Die Natur der Gesellschaft“, wo es um die Herausforderung der Sozial- und Kulturwissenschaften durch die „Lebenswissenschaften“ (Hirnforschung, Genetik, Molekularbiologie usw.) geht. Die Erfolge dieser Forschungsrichtungen betreffen auch das Thema Familie und private Lebensformen. Eine Re-Naturalisierung des privaten Lebens, eine Biologisierung von familialen und von Geschlechtsrollen, könnte die Debatte der nächsten Jahre und Jahrzehnte bestimmen. Schon heute kommt in der Öffentlichkeit zunehmend eher jenen Argumenten Überzeugungskraft zu, die sich statt auf Soziologie (Rollen, Normen, Strukturzwänge etc.) auf Biologie (Gene, Hormone, Gehirnregionen) beziehen. Es ist unübersehbar, dass in der Wissenschaftspublizistik, von der man annehmen darf, dass sie für das Bewusstsein der Zeitgenossen großen Einfluss hat, immer häufiger Ergebnisse und Thesen verbreitet werden, denen zufolge biologische Faktoren (Gene, Hormone) wichtiger sind als Erziehung, soziale Umwelt oder kulturelle Prägungen. Das gilt etwa für Themen wie Liebe, Sexualität und Partner-

wahl, kindliche Entwicklung, Mutter-Kind-Beziehung, Geschlechtsunterschiede, körperlich-emotionale Eigenschaften, Altern, Körpergröße oder Lebenserwartung. Etwas überspitzt gesagt: Während wir uns zum Beispiel intern noch streiten, wie rational und wie individuell die Partnerwahl ist – ob sie eine Entscheidung ist, ob sie eine rationale Entscheidung ist – berichten die Zeitungen fast täglich von neuen Ergebnissen der Hirnforschung oder Genetik, mit denen auch die Paarbildung auf eine solide biologische Grundlage gestellt werden könne.

Für den Bereich der Familienforschung ergibt sich daraus in gewisser Weise die paradoxe Situation, dass wir es auf der einen Seite mit einer Stärkung biologistischer Interpretationen von Lebensformen und familialem Zusammenleben (Verhältnis der Geschlechter, Eltern-Kind-Verhältnis, Sexualität) zu tun haben, auf der anderen Seite aber Lebensweisen und die Formen familialen Zusammenlebens von der biologischen Basis immer mehr gelöst werden: Biologische und soziale Elternschaft (vor allem Vaterschaft) fallen immer häufiger auseinander, die Reproduktion wird weiter von der Natur gelöst (Reproduktionsmedizin, Gentechnologie), es gibt Tendenzen der Professionalisierung der Mutterschaft (Leihmütter, Tagesmütter); Blutsverwandtschaft wird relativ zu Wahlverwandtschaft unwichtiger, die starken intergenerationalen Veränderungen der Körpergröße, des Körpergewichts und der Lebenserwartung sind kaum allein biologisch zu erklären, ebensowenig wie die Unterschiede in der Präsentation der Geschlechter (*doing gender*), die markanter geworden sind.

Geschlecht, Körper, Sexualität, Liebe, Geburt, Gesundheit, Altern und Tod – dies sind zentrale Schnittstellen von Natur und Kultur, an denen heute die Definitionskämpfe zwischen Soziologie/Kulturwissenschaften und Biologie/Lebenswissenschaften ausgetragen werden. Diese Schnittstellen sind in vielfältiger Weise Gegenstand oder Ausgangspunkte familiensoziologischer Forschung, betreffen aber auch andere Forschungsfelder. Der Familiensoziologie könnte insofern in Zukunft wieder eine zentrale Rolle zukommen, wenn es ihr gelingt, diese zahlreichen Spezialgebiete der Forschung unter dem weiten Dach einer gewissermaßen multilokalen Familiensoziologie zusammenzuhalten und die theoretischen Stützpfeiler dieser offenen Architektur gelegentlich zu restaurieren.

Literatur

- Alberoni, F. (1984). *Movement and institution*. New York: Columbia University Press.
- Allert, T. (1998). Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform. Berlin: de Gruyter.
- Apple, R. D. (2006). *Perfect motherhood. Science and childrearing in America*. Fredericksburg: Rutgers University Press.
- Baber, K. M./Allen K. R. (1992). *Women and families. Feminist-reconstructions*. New York: Guilford.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (1993). Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart. *Zeitschrift für Soziologie*, 22, S. 178-187.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) (1994). *Riskante Freiheiten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bellah, R.N. /Madsen, R./Sullivan, M. W./Swidler, A./Tipton, S. M. (1985). *Habits of the heart. Individualism and commitment in American life*. Berkeley: University of California Press.

- Benninghaus, C. (2005). Einleitung [zum Schwerpunktthema Kinderlosigkeit]. *Feministische Studien*, 23, S. 3-8.
- Berger, P. A./Kahlert, H. (Hrsg.) (2006). *Das „Problem“ des Demographischen Wandels – und die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse als Lösung?* Frankfurt/M.: Campus.
- Berger, P. L./Kellner, H. (1965). Die Ehe und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. *Soziale Welt*, 16, S. 220-235.
- Bertram, H. (1995). Soziologische Familienrhetorik. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.) (1995). *Familie – Soziologie familialer Lebenswelten*. München: Oldenbourg (Soziologische Revue, Sonderband 3), S. 446-453.
- Bertram, H. (2000). Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. In: Kohli, M./Szydlík, M. (Hrsg.). *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, S. 97-121.
- Bertram, H. (2002). Intimität, Ehe, Familie und private Beziehungen. *Soziale Welt*, 53, S. 415-422.
- Bien, W./Marbach, J. (1991). Haushalt – Verwandtschaft – Beziehungen. Familienleben als Netzwerk. In: Bertram, H. (Hrsg.). *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. DJI: Familien-Survey 1*. Opladen: Leske + Budrich, S. 3-44.
- Blossfeld, H.-P./Müller, R. (1996). Sozialstrukturanalyse, Rational Choice Theorie und die Rolle der Zeit. Ein Versuch zur dynamischen Integration zweier Theorieperspektiven. *Soziale Welt* 47, S. 382-400.
- Boltanski, L./Chiapello, E. (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: Universitätsverlag (original: *Le nouvel esprit du capitalisme*, Paris 1999).
- Boss, P.G. et al. (Eds.) (1993). *Sourcebook of family theories and methods. A contextual approach*. New York: Plenum.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1998). *La domination masculine*. Paris: Seuil.
- Bourdieu, P./Passeron, J.-C. (1971). *Die Illusion der Chancengleichheit*. Stuttgart: Klett.
- Burkart, G. (1998). Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe. In: Hahn, K./Burkart, G. (Hrsg.). *Liebe am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*. Opladen: Leske + Budrich, S. 15-50.
- Burkart, G. (2002). Stufen der Privatheit und die diskursive Ordnung der Familie. *Soziale Welt*, 53, S. 397-414.
- Burkart, G. (2004). Selbstreflexion und Familienkommunikation. Die Kultur virtuoser Selbstthematisierung als Basis der Modernisierung von Familien. *Familiendynamik*, 29. Jg., Heft 3, S. 233-256.
- Burkart, G. (2005). Die Familie in der Systemtheorie. In: Runkel, G./Burkart, G. (Hrsg.). *Funktionssysteme der Gesellschaft. Beiträge zur Systemtheorie von Niklas Luhmann*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 101-128.
- Burkart, G./Koppetsch, C. (2001). Geschlecht und Liebe. Überlegungen zu einer Soziologie des Paares. In: Heintz, B. (Hrsg.). *Geschlechtersozilogie. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderband 41)*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 431-453.
- Burkart, G./Koppetsch, C. (2004). Die Ordnung des Paares und die Grenzen der Partnerschaft. *Psychotherapie und Sozialwissenschaften – Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 6, S. 73-88.
- Busch, F. W./Nave-Herz, R. (Hrsg.) (2005). *Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung*. Oldenburg: BIS/Universität Oldenburg.
- Cheal, D. (1999). The one and the many. Modernity and postmodernity. In: Allen, G. (Ed.). *The sociology of the family. A reader*. Oxford: Blackwell, p. 56-85

- Cherlin, A. J./Furstenberg, F. (1989). The changing European family: Lessons for the American reader. *Journal of Family Issues*, 9, p. 291-297.
- Cohen, J. L./Arato, A. (1992). *Civil society and political theory*. Cambridge/Mass.: MIT Press.
- Connell, R. W. (1987). *Gender and power. Society, the person and sexual politics*. Stanford: Stanford University Press.
- Daly, K. J. (1996). *Families and time: Keeping pace in a hurried culture*. London: Sage.
- De Singly, F. (1994). *Die Familie der Moderne*. Konstanz: UVK.
- Doherty, W. J. (1999). Postmodernism and family theory. In: Sussmann, M. B./Steinmetz, S. K./Peterson, G. W. (Eds.) (1999). *Handbook of marriage and the family*. Second Edition. New York/London: Plenum, p. 205-217.
- Esser, H. (1999). Heiratskohorten und die Instabilität von Ehen. In: Klein T./Kopp, J. (Hrsg.). *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon, S. 63-89.
- Esser, H. (2001). Das „Framing“ der Ehe und das Risiko zur Scheidung. In: Huinink, J./Strohmeier, K. P./Wagner, M. (Hrsg.). *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon, S. 103-127.
- Feldhaus, M. (2005). *Beziehungs- und Familienentwicklungs-Panel. Erste Übersicht einer Gesamtkonzeption* (DFG-Schwerpunktprogramm 1161). Manuskript.
- Friedrichs, J. (Hrsg.) (1998). *Die Individualisierungs-These*. Opladen: Leske + Budrich.
- Fthenakis, W. E./Minsel, B. (2001). *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Furstenberg, F. F. (1987). Fortsetzungsehen. Ein neues Lebensmuster und seine Folgen. *Soziale Welt*, 38, S. 29-39.
- Gelles, R. J. (1995). *Contemporary families. A sociological view*. Thousand Oaks: Sage.
- Giddens, A. (1993). *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Giddens, A. (1999). *Runaway world. How globalization is reshaping our lives*. London: Profile Books.
- Goffman, E. (1994). Das Arrangement der Geschlechter. In: Goffman, E. *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt/M.: Campus, S. 105-158.
- Grundmann, M. (1999). *Konstruktivistische Sozialisationsforschung. Lebensweltliche Erfahrungskontexte, individuelle Handlungskompetenzen und die Konstruktion sozialer Strukturen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hahn, A. (1983). Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel von jungen Ehen. In: Neidhardt, F. (Hrsg.) *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderband 25). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 210-232.
- Heintz, B. (Hrsg.) (2001). *Geschlechtersoziologie*. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderband 41). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Held, T. (1978). *Soziologie ehelicher Machtverhältnisse*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.
- Herlth, A./Brunner, E. J./Tyrell, H./Kriz, J. (Hrsg.) (1994). *Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft*. Berlin: Springer.
- Hildenbrand, B. (2006). Dissensfiktionen bei Paaren. In: Burkart, G. (Hrsg.). *Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung*. Wiesbaden: VS-Verlag .
- Hill, P. B./Kopp, J. (1995). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Stuttgart: Teubner.
- Hochschild, A. R. (1989). The economy of gratitude. In: Franks, D. D./McCarthy, E. D. (Eds.). *The sociology of emotions. Original essays and research papers*. Greenwich: JAI Press, p. 95-113.
- Hochschild, A. R. (1997). *The time bind. When home becomes work and work becomes home*. New York: Holt.

- Hochschild, A. R. (2001). Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. In: Hutton, W./Giddens, A. (Hrsg.). *Die Zukunft des globalen Kapitalismus*. Frankfurt/M.: Campus, S. 157-176.
- Hochschild, A. R. (2003). *The commercialization of intimate life: Notes from home and work*. Berkeley: University of California Press.
- Hochschild, A. R. (2005). On the edge of the time bind. Time and market culture. *Social Research*, 72, p. 339-355.
- Hopf, C. (2005). *Frühe Bindungen und Sozialisation. Eine Einführung*. Weinheim/München: Juventa.
- Hopf, C./Hartwig, M. (Hrsg.) (2001). *Liebe und Abhängigkeit. Partnerschaftsbeziehungen junger Frauen*. Weinheim: Juventa.
- Höpflinger, F. (1997). *Bevölkerungssoziologie. Eine Einführung in bevölkerungssoziologische Ansätze und demographische Prozesse*. Weinheim: Juventa.
- Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Campus.
- Huinink, J. (2000). Bildung und Familienentwicklung im Lebensverlauf. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 3, S. 209-227.
- Huinink, J. (2002). Polarisierung der Familienentwicklung in europäischen Ländern im Vergleich. In: Schneider, N. F./Matthias-Bleck, H. (Hrsg.) (2002). *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben*. (Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 2). Opladen: Leske + Budrich, S. 49-74.
- Huinink, J./Strohmeier, K. P./Wagner, M. (Hrsg.) (2001). *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon.
- Huinink, J./Röhler, K. A. (2005). *Liebe und Arbeit in Paarbeziehungen. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften*. Würzburg: Ergon.
- Illouz, E. (2003). *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt/M.: Campus.
- Jensen, A.-M. (1999). Partners and parents in Europe. A gender divide. In: Arnlaug L. (ed.). *Family change. Practices, policies, and values* (Comparative social research, Vol. 18). Stamford: JAI, p. 1-29.
- Katz, E. (1997). The intra-household economics of voice and exit. *Feminist Economics*, 3, p. 25-46.
- Kaufmann, F.-X. (1990). *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München: Beck.
- Kaufmann, F.-X. (1994). Lässt sich Familie als gesellschaftliches Teilsystem begreifen? In: Herlth, A./Brunner, E. J./Tyrell, H./Kriz, J. (Hrsg.). *Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft*. Berlin: Springer, S. 42-63.
- Kaufmann, F.-X. (2003). *Varianten des Wohlfahrtsstaats. Der deutsche Sozialstaat im internationalen Vergleich*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kaufmann, J.-C. (1994). *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Kaufmann, J.-C. (1999). *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Keppeler, A. (1994). *Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Klein, T./Kopp, J. (Hrsg.) (1999). *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon.
- Kohli, M. (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, S. 1-29.

- Kohli, M./Szydlik, M. (Hrsg.) (2000). *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Koppetsch, C./Burkart, G. unter Mitarbeit von Maier, M. S. (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Kreyenfeld, M./Konietzka, D. (Hrsg.) (2006). *Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS.
- Lauterbach, W. (2003). Mythenjägerin, oder was sonst? Zur Biografie der Familiensoziologie in den letzten 20 Jahren. In: Orth, B./Schwietring, T./Weiß, J. (Hrsg.). *Soziologische Forschung. Stand und Perspektiven*. Opladen: Leske + Budrich, S. 125-139.
- Leira, A. (ed.) (1999). *Family change. Practices, policies, and values* (Comparative social research, Vol. 18). Stamford: JAI, p. 1-29.
- Leisering, L. (1992). *Sozialstaat und demographischer Wandel. Wechselwirkungen, Generationenverhältnisse, politisch-institutionelle Steuerung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Lenz, K. (2003). Familie – Abschied von einem Begriff. *Erwägen – Wissen – Ethik*, 14, S. 485-498.
- Lenz, K. (2005). Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen. In: Busch, F. W./Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung*. Oldenburg: BIS/Universität Oldenburg, S. 9-31.
- Leu, H. R./Krappmann, L. (Hrsg.) (1999). *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Leupold, A. (1983). Liebe und Partnerschaft. Formen der Codierung von Ehen. *Zeitschrift für Soziologie*, 12, S. 297-327.
- Luhmann, N. (1990). Sozialsystem Familie. In: Luhmann, N. *Soziologische Aufklärung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 196-217.
- Lüscher, K. (1995). Was heißt heute Familie? Thesen zur Familienrhetorik. In: Gerhardt, U./Hradil, S./Lucke, D./Nauck, B. (Hrsg.) (1995). *Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich, S. 51-65.
- Lüscher, K./Schultheis, F. (Hrsg.) (1993). *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspau, M. (Hrsg.) (1988). *Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Lüscher, K./Pillemer, K. (1998). Intergenerational ambivalence: a new approach to the study of parent-child relations in later life. *Journal of Marriage and the Family*, 60, p. 413-425.
- Maihofer, A. (2002). Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 13, S. 13-26.
- Matthias-Bleck, H. (2002). Soziologie der Lebensformen und der privaten Lebensführung. *Soziale Welt*, 53, S. 423-436.
- Meyer, T. (1992). *Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mitterauer, M./Sieder, R. (1984). *Vom Patriarchat zur Partnerschaft*. München: Beck.
- Nave-Herz, R. (1999). Diskontinuitäten zwischen Familie und Moderne. In: Friedrichs, J./Nave-Herz, R. *Familiensoziologie*. Oldenburg: Universität Oldenburg, S. 31-50.
- Nave-Herz, R. (2004). *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim: Juventa.
- Osmond, M.W./Thorne, B. (1993). Feminist theories. The social construction of gender in families and societies. In: Boss, P. G. (Ed.). *Sourcebook of family theory and methods: A contextual approach*. New York: Plenum press, p. 591-623.
- Ostner, I. (1997). Familie und Zivilgesellschaft. In: Schmals, K. M./Heinelt, H. (Hrsg.). *Zivile Gesellschaft. Entwicklung – Defizite – Potentiale*. Opladen: Leske + Budrich, S. 369-383.

- Parsons, T./Bales, R. F. (1955). *Family, socialization, and the interaction process*. Glencoe: Free Press.
- Reckwitz, A. (2000). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.
- Schimank, U. (2002). *Das zwiespältige Individuum. Zum Person-Gesellschaft-Arrangement der Moderne*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schimank, U./Volkman, U. (Hrsg.) (2000). *Soziologische Gegenwartsdiagnosen*. Opladen: Leske + Budrich/UTB.
- Schmidt, U. (2002). *Deutsche Familiensoziologie. Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schneider, N. F./Matthias-Bleck, H. (Hrsg.) (2002). *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. (Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 2)*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schneider, N. F./Limmer, R./Ruckdeschel, K. (2002). *Mobil, flexibel, gebunden. Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Campus.
- Schneider, W. (2002). Von der familiensoziologischen Ordnung der Familie zu einer Soziologie des Privaten? *Soziale Welt*, 53, S. 375-396.
- Schroer, M. (2000). *Das Individuum der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schulz, F./Blossfeld, H.-P. (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, S. 23-49.
- Scott, J./Treas, J./Richards, M. (eds.) (2004). *The Blackwell companion to the sociology of families*. Oxford: Blackwell.
- Shorter, E. (1975). *The making of the modern family*. New York: Basic Books/London: Collins.
- Sussmann, M. B./Steinmetz, S. K./Peterson, G. W. (Eds.) (1999). *Handbook of marriage and the family*. Second Edition. New York/London: Plenum.
- Tölke, A./Hank, K. (Hrsg.) (2005). *Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. (Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4)*, Wiesbaden: VS-Verlag.
- Turner, B. S. (1984). *The body and society*. Oxford: Blackwell.
- Tyrell, H. (1986). Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38, S. 450-489.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie. Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspau, M. (Hrsg.). *Die „postmoderne“ Familie*. Konstanz: Universitätsverlag, S. 145-156.
- Tyrell, H. (2001). Das konflikttheoretische Defizit der Familiensoziologie. Überlegungen im Anschluss an Georg Simmel. In: Huinink, J./Strohmeier, K. P./Wagner, M. (Hrsg.). *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon, S. 43-63.
- Vaskovics, L. A. (2002). Pluralisierung der Elternrolle. Soziale, biologische, genetische und rechtliche Elternschaft. In: Brähler, E./Stöbel-Richter, Y./Hauffe, U. (Hrsg.). *Vom Stamm- baum zur Stammzelle. Reproduktionsmedizin, Pränataldiagnostik und menschlicher Rohstoff*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 29-43.
- Vaskovics, L. A. (1995). Wiederentdeckung familialer Lebenswelten – ein Trend? (Einleitung zu:) Vaskovics, L. A./Garhammer, M. (Hrsg.). *Familie – Soziologie familialer Lebenswelten (Soziologische Revue, Sonderband 3)*, München: Oldenbourg, S. 4-17.
- Vaskovics, L. A./Garhammer, M. (1995). Editorial. In: Vaskovics, L. A./Garhammer, M. (Hrsg.). *Familie – Soziologie familialer Lebenswelten (Soziologische Revue, Sonderband 3)*. München: Oldenbourg, S. 1-3.

- Wagner, M. (2001). Soziale Differenzierung, Gattenfamilie und Ehesolidarität. In: Huinink, J./Strohmeier, K. P./Wagner, M. (Hrsg.). *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon, S. 19-42.
- Wagner M./Schütze, Y. (Hrsg.) (1998). *Verwandtschaft – Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke.
- Walby, S. (1997). *Gender transformations*. London: Routledge.
- Willems, M. (1999). Vom „bloßen Menschen“ zum „einzigartigen Menschen“. Zur Entwicklung der Individualitätssemantik in Rationalismus, Empfindsamkeit und Sturm und Drang. In: Willems, H./Hahn, A. (Hrsg.). *Identität und Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 102-137.
- Wimbauer, C. (2003). *Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Zelizer, V. A. (2005). *The purchase of intimacy*. Princeton: Princeton University Press.

Eingereicht am: 04.06.2006

Akzeptiert am: 03.07.2006

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Günter Burkart
Institut für Sozialwissenschaften
Universität Lüneburg
D-21332 Lüneburg

Email: burkart@uni-lueneburg.de

Josef Brüderl

Was kann familiensoziologische Theorie? Korreferat zum Beitrag von Günter Burkart

What is sociological theory on the family about?

Zusammenfassung

Dieser Artikel diskutiert aus der Sicht des kritischen Rationalismus gängige Theoriedebatten der Familiensoziologie. Es zeigt sich, dass viele dieser Theoriedebatten wenig Erkenntnisgewinn versprechen. Demgegenüber – so wird argumentiert – sind familienökonomische Modelle hilfreich für die Familienforschung.

Schlagworte: Familiensoziologie, Familienökonomie

Abstract

This article discusses current theoretical debates within family sociology. It is argued that many of these debates are fruitless. Instead, the author argues that models inspired by family economics have proven to be very helpful for family research.

Key words: family sociology, family economics

Seit den 1980er Jahren hat sich in der deutschen Familiensoziologie eine schleichende „Revolution“ ereignet: Ausgehend von der Lebensverlaufsperspektive, verbunden mit der vermehrten Verfügbarkeit von Längsschnittdaten und dem Aufkommen der Ereignisdatenanalyse haben sich viele, insbesondere jüngere Familiensoziologinnen und -soziologen der längsschnittlichen, quantitativen Analyse familialen Handelns zugewandt. Aus der Sicht dieser Forschungsrichtung sind die Ausführungen von Günter Burkart zum Stand familiensoziologischer Theorie stark ergänzungsbedürftig. Denn seine Ausführungen orientieren sich stark an der „klassischen“ Familiensoziologie, die in der „modernen“ Familiensoziologie nur mehr eingeschränkt brauchbar ist.

Zum methodologischen Hintergrund

Meine Ausführungen stützen sich auf eine bestimmte wissenschaftstheoretische Position, die ich zunächst knapp skizzieren will. Insofern sich Familiensoziologie als

Realwissenschaft versteht, können Theorien nicht nur Selbstzweck sein. Theorien sind dazu da, uns zu helfen, die Welt zu verstehen. Gemäß den methodologischen Prinzipien des kritischen Rationalismus sind Theorien informationshaltige Aussagensysteme, die möglichst präzise formuliert und logisch konsistent sein sollten. Aus einer Theorie sollen logisch Hypothesen abgeleitet werden können, die empirisch überprüfbar sind. Die in den Hypothesen festgehaltenen Zusammenhänge werden durch die Theorie gleichzeitig erklärt.

Wenig hilfreiche „Theorie“debatten

Ausgehend von dieser methodologischen Position ergeben sich unmittelbar einige Anmerkungen zu einigen so genannten „Theorie“debatten, auf die auch Kollege Burkart ausführlich eingeht. Da es sich überwiegend um definitorische Probleme handelt, verwundert es schon, dass diese Debatten in der Familiensoziologie üblicherweise unter „Theorie“ verbucht werden.

Zuerst ist da die „Arbeit am Begriff Familie“ zu nennen. Aus Sicht des kritischen Rationalismus sind Begriffe dazu da, die Verständigung zu ermöglichen. Dazu bedarf es einer eindeutigen und präzisen Definition von Begriffen, einer Nominaldefinition. So muss man natürlich auch den Begriff Familie definieren, wenn man ihn benutzt. Dies umso mehr, als es sich bei Familie um einen in der Alltagssprache häufig in unterschiedlicher Bedeutung verwendeten Begriff handelt. Eine Nominaldefinition sollte deshalb nicht allzu sehr von der Alltagsbedeutung abweichen, um nicht unnötige Verwirrung zu erzeugen. Aber abgesehen davon erfordert eine Nominaldefinition keinen großen Aufwand.

Dennoch ist die familiensoziologische Literatur voll mit Abhandlungen zum Begriff der Familie. In diesen Abhandlungen geht es nicht um eine Nominal-, sondern um eine Realdefinition: Die Autoren versuchen das „Wesen“ des Begriffs Familie zu ergründen. Dies ist aus Sicht des kritischen Rationalismus ein überflüssiges Unterfangen, weil Begriffe kein „Wesen“ haben. Die Erfolglosigkeit sieht man bereits daran, dass immer noch solche Abhandlungen gefordert werden. Offensichtlich ist es der Familiensoziologie nach Jahrzehnten immer noch nicht gelungen, das „Wesen“ des Begriffs Familie zu finden. Insofern ist jegliches „Arbeiten am Begriff Familie“ verschwendete Zeit.

Weiterhin geht Kollege Burkart auch auf die Debatte um die „Krise der Familie“ ein, die ja bekanntlich auch schon viele Seiten gefüllt hat. Aus meiner Sicht sind diese Abhandlungen ebenfalls meist überflüssig, weil die Autoren dieser Debatte es versäumen, die Begriffe – „Krise“ und „Familie“ – klar zu definieren. Damit wird ständig aneinander vorbei geredet und normative Positionen gewinnen die Oberhand. Am Beispiel dieser Debatte zeigt sich auch sehr schön die Wichtigkeit eines weiteren methodologischen Prinzips des kritischen Rationalismus: des Postulats der Werturteilsfreiheit. Kritischen Lesern von Abhandlungen zum Thema „Krise der Familie“ wird oft auffallen, dass hier die Wege des logischen Argumentierens aufgrund normativer Voreingenommenheiten verlassen werden.

Würde man etwa „Krise“ als Abnahme der Häufigkeit und „Familie“ als Lebensform mit Vater, Mutter und (mindestens) einem Kind definieren, so wäre die Debatte schnell beendet. Der Rest wäre eine empirische Frage. Sowohl „Krise“, wie auch „Familie“ kann man sinnvoll auf mehrere Arten definieren. Aber auch wenn man alternative Definitionen wählt, die Debatte wäre schnell beendet und man wäre bei der eigentlichen Aufgabe in diesem Zusammenhang: der empirischen Forschung. Längliche Abhandlungen über die „Krise der Familie“ jedenfalls sind in meinen Augen völlig überflüssig.

Wenig hilfreiche Theorien

In der Familiensoziologie gibt es natürlich auch „richtige“ Theorien. Leider sind aber auch diese – methodologisch gesehen – meist wenig brauchbar.

Zuerst wären da Wertewandelerklärungen zu nennen. Solche Erklärungen sind allerorten in der familiensoziologischen Literatur zu finden. Doch sie sind meines Erachtens wenig hilfreich. Ihr Informationsgehalt ist meist eher gering („Die Deutschen bekommen keine Kinder mehr, weil sie keine mehr wollen“). Es ist oft unklar, welche Werte sich gewandelt haben und wie man sie messen soll. Bei der empirischen Überprüfung von Wertewandelerklärungen hat man sich zudem noch mit dem Problem der unabhängigen Messung von Verhalten und Einstellungen herumzuschlagen. Schließlich sind Wertewandelerklärungen auch als Erklärung unbefriedigend. Sie sind notorisch unvollständig und immer schließt sich die Anschlussfrage an: „Warum kam es zu einem Wandel der Werte“?

Ganz analog kann man für die so genannte Individualisierungstheorie argumentieren. Abhandlungen zur Individualisierung sind meist ziemlich unpräzise und logisch inkonsistent, erfüllen somit nicht die Grundvoraussetzungen für eine Theorie. Soweit man dennoch eine Aussage erkennen kann, handelt es sich im Prinzip um eine simple beschreibende Aussage: „Es hat eine Individualisierung stattgefunden“. Diese Individualisierung wird weiterhin als Ursache für die Veränderungen des familialen Verhaltens gesehen. Damit wären wir aber wieder bei einer Wertewandelerklärung.

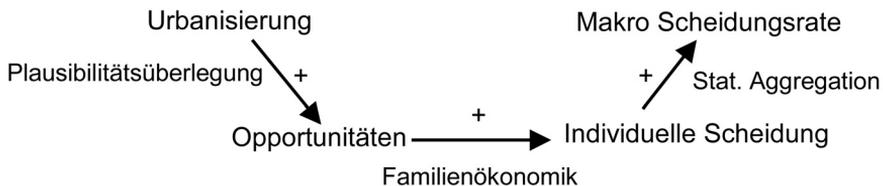
Schließlich gibt Burkart noch der Differenzierungstheorie breiten Raum. Hierbei handelt es sich um ein „Fossil“ aus der funktionalistischen Vergangenheit der Familiensoziologie. Für eine empirisch ausgerichtete Familiensoziologie taugt diese Theorie jedoch nichts, weil ihr Kernkonzept „funktionale Differenzierung“ kaum messbar scheint. Außerdem operieren differenzierungstheoretische Erklärungen nur auf der Makro-Ebene und sind damit notorisch unvollständig.

Eine hilfreiche Theorie

Die Theorie dagegen, die in den meisten empirischen Arbeiten der modernen Familiensoziologie Verwendung findet – die Familienökonomik –, wird von Burkard nur am Rande erwähnt. Dieses Missverhältnis will ich mit folgenden Ausführungen ausgleichen. Die Familienökonomik und ihre *Rational-Choice*-Erweiterungen haben sich in der Familiensoziologie als sehr hilfreiche Theorien erwiesen: Sie operieren auf der Mikro-Ebene, sie sind präzise und logisch konsistent und sie erlauben die Ableitung von Hypothesen. Zudem haben sich viele dieser Hypothesen empirisch bestätigt. Deshalb verwundert es nicht, dass viele der „jungen Familienforscher“ mit dieser Theorie arbeiten.

Da in der Diskussion über diese Theorie immer wieder Missverständnisse und Unkenntnis dominieren, soll im Folgenden ein kleines Beispiel die grundlegende Vorgehensweise einer familienökonomischen Erklärung demonstrieren. Es handelt sich hierbei um ein klassisches familienökonomisches Argument von Gary S. Becker, welches in ein soziologisches Erklärungsmodell (Coleman-Badewanne) eingebettet ist (siehe Abbildung 1).

Abbildung 1: Ein familienökonomisches Modell des Zusammenhangs von Urbanisierung und Scheidung



Es soll der Anstieg der Scheidungsraten erklärt werden. Ein möglicher Faktor ist die zunehmende Urbanisierung.¹ Die Urbanisierung verändert das soziale Umfeld der Menschen, indem sie häufiger potentiellen Partnern begegnen (hierbei handelt es sich um eine Plausibilitätsüberlegung). Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Verheirateter einem „besseren“ Partner begegnet, einem Partner, der einen höheren Ehegewinn verspricht. In der einschlägigen Terminologie: die Opportunitäten auf dem Partnermarkt verbessern sich. Unterstellt man nun, dass Menschen ihre gegenwärtige Partnerschaft aufgeben, wenn sie einen „besseren“ Partner haben können (familienökonomische Handlungstheorie), so sollte durch die verbesserten Opportunitäten die Scheidungswahrscheinlichkeit zunehmen.² Eine simple statistische Ag-

1 Daneben gibt es natürlich weitere erklärende Faktoren, aber es handelt sich hier um ein vereinfachendes Beispiel. Auch wollen wir uns hier mit der zunehmenden Urbanisierung als exogener Größe zufrieden geben, obwohl dieser Trend natürlich auch erklärungsbedürftig ist. Aber dies kann nicht Aufgabe der Familiensoziologie sein.

2 Das ist die heftig kritisierte Annahme der Nutzenmaximierung. In der gegenwärtigen Anwendung – wie auch in vielen anderen *Rational-Choice*-Modellen – kann man diese An-

gregation ergibt dann, dass die gesellschaftliche Scheidungsrate ansteigt. Insgesamt erklärt dieses Modell, warum zunehmende Urbanisierung zu einem Anstieg der Scheidungsrate führt.

Dieses Modell kann empirisch überprüft werden, indem man die Wohnortgröße in Scheidungsregressionsmodellen berücksichtigt. Einschlägige Studien zeigen tatsächlich immer wieder, dass die Scheidungsraten in Städten höher sind (siehe z.B. Brüderl und Kalter 2001). Dies spricht für dieses theoretische Modell. Ein eindeutiger „Beweis“ sind solche Ergebnisse natürlich aber noch nicht, denn die erklärenden Mechanismen (die Plausibilitätsüberlegung und die familienökonomische Handlungstheorie) werden nicht direkt empirisch überprüft. Der bestätigte Zusammenhang zwischen Urbanisierung und Scheidungsrate könnte auch durch andere Mechanismen zustande kommen. Deshalb sind im nächsten Schritt Studien notwendig, die auch die beiden Mechanismen empirisch überprüfen (siehe hierzu genauer Brüderl 2004). Es könnte ja durchaus sein, dass in Städten die Opportunitäten auf dem Partnermarkt nicht besser sind, etwa weil durch moderne Kommunikationsformen auch in ländlichen Gebieten ein extensiver Partnermarkt existiert. Ebenso könnte die familienökonomische Handlungstheorie falsch sein, weil Menschen treu sind und deshalb eine bessere Alternative auslassen.

Solche Studien gibt es gegenwärtig noch kaum. Insofern kann man auch nicht behaupten, dass familienökonomische Modelle empirisch eindeutig bestätigt sind. Aber wie die obigen Ausführungen hoffentlich deutlich machen konnten: Familienökonomische Modelle ermöglichen es, konkrete Forschungsfragen zu stellen. Insofern sind sie für die Familiensoziologie sehr hilfreich.

Was kann Familiensoziologie?

Angeleitet von den vielen in der Literatur behandelten familienökonomischen Modellen gibt es ein breites Beschäftigungsfeld für die Familiensoziologie. Im Prinzip geht es hier immer um die strukturelle Einbettung familialen Handelns. Davon ausgehend kann man dann Erklärungen des demographischen Wandels liefern. Die obigen Ausführungen zum Zusammenhang von Urbanisierung und Scheidung sind dafür ein Beispiel. Auf diesem Feld sehe ich die Stärken der Familiensoziologie. Kollegen aus der Demographie bearbeiten dieses Feld zwar ebenfalls, aber bekanntlich ist die Stärke der Demographie nicht die theoretisch fundierte Herangehensweise (in demographischen Arbeiten finden sich z.B. häufig Wertewandelerklärungen). Die Ökonomen haben umgekehrt eine eher zu theorielastige Herangehensweise. Die Kombination von präziser, informationshaltiger Theorie und sauberer Empirie könnte der komparative Vorteil der Familiensoziologie sein.

nahme aber auch abschwächen: Menschen wählen die Alternative, die ihnen subjektiv als die Bessere erscheint. Dass Menschen oft nach dieser Verhaltensmaxime verfahren, erscheint wohl nicht unplausibel.

Demgegenüber fordert Kollege Burkart, dass sich die Familiensoziologie stärker mit Sozialisation, Kommunikation und Emotionen beschäftigen sollte. Dies sind unbestreitbar wichtige Forschungsfelder. Aber mein Eindruck ist, dass die (Familien-) Soziologie hierzu nichts wirklich Substantielles liefern kann. Demgegenüber haben unsere Kollegen aus der Entwicklungs- und Familienpsychologie hier in den letzten Jahrzehnten Wichtiges geleistet. Die Soziologie wäre meines Erachtens besser beraten, sich auf das zu konzentrieren, wo sie komparative Vorteile hat. Langfristig bemisst sich die Stellenanzahl einer Disziplin auch an den substantiellen Ergebnisse, die sie zu Tage fördern konnte. Zur strukturellen Einbettung familialen Handelns kann die Familiensoziologie Substantielles sagen, deshalb sollte sie sich darauf konzentrieren.

Literatur

- Brüderl, Josef (2004). Die Überprüfung von Rational-Choice-Modellen mit Umfragedaten. In: Diekmann, A./Voss, T. (Hrsg.). *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften: Anwendungen und Probleme*. München: Oldenbourg, S. 163-180.
- Brüderl, Josef/Kalter, Frank (2001). The dissolution of marriages: The role of information and marital-specific capital. *Journal of Mathematical Sociology* 25, p. 403-421.

Eingereicht am: 19.05.2006

Akzeptiert am: 19.05.2006

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Josef Brüderl
Universität Mannheim
Fakultät für Sozialwissenschaften
Lehrstuhl für Statistik und sozialwissenschaftliche Methodenlehre
A 5
D-68131 Mannheim

Email: jbruederl@sowi.uni-mannheim.de

Johannes Huinink

Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie

Taking stock: Empirical sociological research on the family

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird, notgedrungen selektiv, der derzeitige Stand der soziologischen Familienforschung beleuchtet und es werden einige Schlussfolgerungen zu zukünftigen Aufgaben abgeleitet, denen sich die Familiensoziologie zu stellen hat. Das Forschungsprogramm der Familiensoziologie wird näher bestimmt. Darauf bezogen wird ein kritischer Überblick über den Forschungs- und Diskussionsstand in den wichtigsten Forschungsfeldern gegeben. Einige Forschungsdefizite werden diagnostiziert. Die Bestandsaufnahme mündet in die Formulierung einer Reihe von wichtigen Herausforderungen familiensoziologischer Forschung. Dazu gehört, die Analyse der kulturellen und sozialen Determinanten der Familienentwicklung zu stärken, was nur durch einen Innovationsschub in der familiensoziologischen Empirie, eine noch stärkere interdisziplinäre Ausrichtung der empirischen Familiensoziologie und mehr international vergleichende Forschung erreicht werden kann. Inhaltlich sollte die Forschung zu den Leistungen und zur Leistungsfähigkeit der Familie unter verschiedenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stärker in den Vordergrund gerückt und eine engagierte Diskussion um die Zukunft der Familie initiiert werden.

Schlagerworte: empirische Familiensoziologie, Forschungsstand, Desiderata

Summary

In this article, we take a view on the current state of the art of empirical sociological research on the family and draw some conclusions concerning challenges of future research. We identify the main research topics of family sociology and provide a critical overview over the knowledge already gained and the scientific discourse in important fields of research. Deficits are addressed and future research topics are proposed. We need more research on cultural and social determinants of family dynamics, thus requiring an innovative thrust in research methods, more interdisciplinary openness and more comparative research. From the substantive point of view, more research is needed on the performance and the capabilities of families in modern societies. These research endeavours should be accompanied by a serious discussion about the future of the family.

Key words: empirical sociological research on the family, state of the art, desiderata

1 Einführung

Welches empirische Wissen haben wir über die Familie und ihren Wandel, wo liegen die Defizite? Was ist die Position der Familiensoziologie im Kanon der anderen Disziplinen, die Familienforschung machen? Was sind die Schlussfolgerungen aus einer entsprechenden Bestandsaufnahme für den zukünftigen Forschungsbedarf? Diese Fragen zu allen Aspekten der soziologischen Familienforschung im Detail beantworten zu wollen, wäre vermessen. Dennoch will ich versuchen, wenn auch notgedrungen selektiv, den Stand des soziologischen Beitrages zur Familienforschung zu skizzieren, um daraus einige Herausforderungen abzuleiten, denen sich die Familiensoziologie meines Erachtens zu stellen hat.

Vor einer solchen Bestandsaufnahme muss der Forschungsgegenstand selbst bestimmt werden. Ich widerstehe hier allerdings der Versuchung, über verschiedene Definitionen eines Familienbegriffs zu reflektieren und Vorschläge dazu vorzuführen. Dazu sei auf die Literatur verwiesen (vgl. z. B. Nave-Herz 2004; Lenz 2003 und Diskutanten). Ich werde mich im Folgenden auf die soziologische Forschung konzentrieren, die sich mit der Herstellung, Pflege und Auflösung von Eltern-Kind-Beziehungen und deren Auswirkungen auf gesellschaftliche Strukturen und Institutionen sowie die Lebensläufe der Gesellschaftsmitglieder beschäftigt. Neben der Forschung zu Eltern-Kind-Gemeinschaften, also Familienhaushalten, gehören auch die intergenerationalen Beziehungen in späteren Phasen des Lebens- und Familienverlaufs dazu. Die Existenz einer Elternschaftsbeziehung wird aber als konstitutives Moment einer Familie zugrunde gelegt. Ich werde nicht auf die beziehungssoziologische Forschung im engeren Sinne eingehen, die sich zunehmend als eigenes Forschungsgebiet aus der Familiensoziologie ausdifferenziert (Lenz 1998). Der Bezug zur Forschung über den Wandel der Lebensformen allgemein ist gleichwohl an vielen Stellen unausweichlich.

Im nächsten Kapitel werde ich das Forschungsprogramm der Familiensoziologie näher bestimmen. Ich gebe einen Überblick über die aus meiner Sicht wichtigsten Forschungsfelder. Im Anschluss daran gehe ich dieser Gliederung folgend auf die mir wichtig erscheinenden Teile des Forschungsstandes ein und benenne einige Defizite. Nach einem zusammenfassenden Resümee dieser Bestandsaufnahme schließe ich den Beitrag im letzten Kapitel mit thesenhaft vorgetragenen Schlussfolgerungen für die zukünftige Forschung der Familiensoziologie ab.

2 Forschungsfelder der empirischen Familiensoziologie

Um einen konkreten, aber systematischen Eindruck über das Feld der soziologischen Familienforschung zu vermitteln, nenne ich in der folgenden Aufstellung die aus meiner Sicht wichtigsten Forschungsthemen der Familiensoziologie. Sie stehen in einem engen Zusammenhang miteinander und sind nicht trennscharf voneinander abgegrenzt.

Gesellschaftliche Perspektive

(Lebens- und) Familienformen: Die Erforschung der Strukturen von Familien und ihres Wandels ist Teil der deskriptiven, familiendemographisch orientierten Familiensoziologie. Untersucht werden die Zusammensetzung und Größe, Vielfalt und Verteilung von Familienformen und -strukturen in der Bevölkerung, die nicht auf Familienhaushalte begrenzt sein müssen.

Sozialstruktur und Familie: Ein zentraler Bereich der strukturellen Analyse von Familienentwicklung beschäftigt sich mit der Wechselbeziehung zwischen Familie(nform) und sozialstrukturellen Merkmalen, insbesondere Merkmalen vertikaler und horizontaler sozialer Ungleichheit (Lebenslage, soziale Lage) der Familienmitglieder in einer Gesellschaft.

Familie als soziale Institution: Das Pendant zur strukturbezogenen Forschung thematisiert die soziokulturelle Dimension von Familie und deren Wandel. Die Familie wird als gesellschaftliche Institution untersucht, die durch kulturelle Leitbilder, ihr zugewiesene „Aufgaben“ und typische Muster einer Rollendifferenzierung unter ihren Mitgliedern, also die Art ihrer institutionellen Einbettung in die Gesellschaft charakterisiert ist. Auch den öffentlichen Diskurs über die Familie kann man unter diese Kategorie fassen.

Familie und gesellschaftliche Teilsysteme: Die Wechselbeziehung der Familie mit Einheiten und Akteuren gesellschaftlicher Teilsysteme (Markt, Staat und Öffentlichkeit, intermediäre Instanzen) ist ein weiteres zentrales Thema. Mindestens drei Aspekte sind zu unterscheiden:

- die Leistungen der Familien, mit denen sie zur Wohlfahrtsproduktion zugunsten der Gesellschaft und ihrer Mitglieder beiträgt.
- die Zumutungen gesellschaftlicher Instanzen Familien gegenüber
- die Leistungen gesellschaftlicher Instanzen für Familien.

Perspektive der familialen Beziehungsebene

Soziales Interaktionsgeschehen in der Familie: Die Familie wird als soziale Primärgruppe untersucht und als hoch interdependenter Handlungszusammenhang verstanden. Hier geht es um die „psychosoziale“ Dimension des sozialen Interaktionsgeschehens zwischen den Mitgliedern des Familienhaushalts.

Innerfamiliale Alltagsorganisation: Die arbeitsteilige Gestaltung des Alltags innerhalb des Familienhaushalts stellt die „instrumentelle“ Dimension der Organisation des Familienalltags und des gemeinsamen Haushaltens (innerfamiliale Arbeitsteilung und Alltagsorganisation) dar.

Erziehung und Sozialisation: Die Eltern-Kind-Beziehungen im jungen Alter der Kinder, in dem diese von der Pflege und dem Unterhalt durch die Eltern abhängig

sind, werden unter dem Gesichtspunkt von Erziehung und Sozialisation spezifischer von der Entwicklungsperspektive des Kindes her thematisiert.

Intergenerationenbeziehungen: Die Beziehungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern, welche die Beteiligten über ihr Leben begleiten, sind ein weiterer Untersuchungsgegenstand der Familiensoziologie.

Individualperspektive

Familienverläufe als Teil individueller Lebensläufe: Der Familienverlauf wird aus der individuellen Handlungsperspektive heraus untersucht. Man kann ihn als Teil der Wohlfahrtsproduktion im Lebenslauf individueller Akteure betrachten. Dazu gehören im Einzelnen Analysen:

- der Familiengründung, -erweiterung und -„erneuerung“ sowie der zugrunde liegenden Motivstrukturen unter den Akteuren (Auftreten und *Timing* von Geburten; Aufnahme von Pflegekindern, Reorganisation von Familien)
- der Familienauflösung und des Zerbrechens oder Scheiterns von Familien sowie der zugrunde liegenden Motivstrukturen unter den Akteuren (Auszug der Kinder, Trennung und Scheidung von Elternteilen).

Wahl von Lebensform und „Institutionalisierungsgrad“: Es geht um die Frage, in welche partnerschaftliche Lebensform die Elternschaftsbeziehungen eingebettet werden (eheliche oder nichteheliche Elternschaft).

Auswirkungen von Familien(verlauf) und Familienbeziehungen auf den Lebenslauf von Eltern und Kindern: Ein eigenes großes Untersuchungsfeld sind die Auswirkung des Familienverlaufs und des Familienalltags auf den Lebenslauf der Familienmitglieder, inklusive der Folgen von Trennung und Scheidung

Die Familiensoziologie allgemein und die empirische Familiensoziologie im Speziellen hat ihre eigene Geschichte, im Zuge derer sich die genannten Forschungsfelder herausgebildet und entwickelt haben sowie zu unterschiedlicher Bedeutung gelangt sind. Die empirische Forschung in den genannten Themenfeldern ist in der Familienforschung unterschiedlich komplex angelegt gewesen. Den daraus bezogenen Diskurs über die Familiensoziologie selbst hätte man als weiteres Forschungsfeld anführen können.¹ Ich werde hier nicht näher darauf eingehen, sondern nur wenige, zentrale konzeptuelle Grundsätze zu meiner Auflistung von Forschungsfeldern der Familiensoziologie ergänzen, welche in der theoretischen und empirischen Familienforschung mittlerweile zwar als obligatorisch gelten dürften, die aber in der Forschungspraxis noch nicht hinreichend umgesetzt sind.

1 In den letzten Jahren sind dazu eine Reihe von hilfreichen Beiträgen und Erörterungen veröffentlicht worden, die ich für diesen Überblick selbst auch verwendet habe (Busch/Nauck/Nave-Herz 1999; Klein 2006; Kopp 1997; Lauterbach 2002; Nave-Herz 2004; Schmid 2002).

1. Zum theoretischen Anspruch familiensoziologischer Forschung ist zu sagen, dass die makrostrukturelle Analyse ohne Bezug auf die Verhaltensprozesse und Motivstrukturen der beteiligten individuellen und korporativen Akteure nicht zu vollständigen Erklärungen führen kann (Mikrofundierung), dass sie andererseits in besonderer Weise international vergleichender Studien bedarf. Man ist sich daher einig, dass
 - die Analyse der familialen Beziehungsebene nicht ohne Bezug auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen einerseits sowie die Ressourcen und Motivstrukturen der individuellen Akteure andererseits sinnvoll ist. Auch ist der soziale Beziehungskontext der Akteure zu beachten (soziale Netzwerke, soziale Einbettung).
 - die Analyse des Familienverlaufs auf der Individualebene als ein Teilbereich mehrdimensionaler, hochgradig interdependenter Lebensverläufe nicht ohne Bezug auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Einbettung in den sozialen Beziehungskontext, den partnerschaftlichen Beziehungskontext sowie die Ressourcen und handlungsbezogenen Motivstrukturen der individuellen Akteure erschöpfend zu erbringen ist.
2. Mittlerweile ist in der empirischen Familienforschung unbestritten, dass der Zeitbezug auf allen Ebenen der empirischen Analyse unverzichtbar ist. Auf der Makroebene verweist er auf den sozialen Wandel der strukturellen und institutionellen Einbettung der Familie in die Gesellschaft, auf der familialen Beziehungsebene auf die Familiengeschichte und auf der Individualebene auf den individuellen Lebensverlauf. Die intergenerationale Beziehungsebene verschränkt in spezifischer Weise die individuell sedimentierten Erfahrungen der Eltern- und Kindergeneration miteinander (Transmissionseffekte). Die Familie ist der Ort, an dem neue Erfahrungswelten geschaffen werden, indem alte Erfahrungswelten transportiert und durch die Eigendynamik der Beziehungs- und Handlungsprozesse transformiert werden. Die Familie ist damit ein zentraler Ort gesellschaftlicher Entwicklungsdynamik und ein Ort der Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft.
3. Der internationale Vergleich kann erst den Wandel der Familie und die Diversität von Familie in allen Facetten und Varianten verdeutlichen und verständlich machen. Hier ist wiederum die strukturelle und die sozio-kulturelle Dimension zu unterscheiden, sowie eine Differenzierung nach makro- und mikroanalytisch angelegten Studien sinnvoll.

3 Zum Stand der empirischen Familiensoziologie in den Forschungsfeldern

In einem Durchgang durch die genannten Themenfelder stelle ich schwerpunktartig einige Aspekte vor, die aus meiner Sicht den Stand der empirischen Familienforschung charakterisieren. Dabei gehe ich kritisch auf dominante Thesen des familiensoziologischen Diskurses ein und verweise auf einige Forschungsdesiderata.

3.1 Makroperspektive

3.1.1 Analysen des Wandels der Familienformen

Die inhaltliche Diskussion der Forschung um den Wandel der Familienformen wird in Deutschland von der These einer Pluralisierung der Lebens- und Familienformen beherrscht.² Die Pluralisierungsthese ist für mich ein Paradebeispiel für eine Argumentation, die, einem vereinfachten Bild einer sich fortschreitend modernisierenden und individualisierenden Gesellschaft folgend, kurzschlüssige Folgerungen zieht (vgl. Nave-Herz 1997). Diese werden weithin als augenscheinlich so plausibel akzeptiert, dass man sich nicht präzise klar macht, was Pluralisierung eigentlich bedeutet. Dabei ist das Verhältnis von fortschreitender Modernisierung, Individualisierung und Pluralisierung komplizierter, als es den Anschein hat. Individualisierung kann, muss aber nicht Pluralisierung nach sich ziehen, sie kann auch mit Standardisierungen einhergehen (Huinink/Wagner 1998). Historisch neue Familienformen sind nicht in Sicht. Die Entstehungs- und Entwicklungslogik von Familienformen hat sich gewiss verändert. Als Phänomen muss Standardisierung aber nicht verschwinden und neue Standardisierungen können entstehen. Ein Beispiel dafür ist der Sachverhalt, dass heute fast alle jungen Leute, bevor sie – wenn überhaupt – heiraten, mit einem Partner oder einer Partnerin in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben. Pluralisierung kann auch als reines Übergangsphänomen auftreten. Die Verlage-

2 Der Wandel der Familienformen und deren sozialstrukturelle Differenzierung sind mittlerweile relativ umfassend beschrieben. Es liegen Datenquellen aus der amtlichen Statistik vor, die für die Familienberichterstattung an Bedeutung gewonnen haben. Der Mikrozensus erweist sich als eine wertvolle Datenquelle für die Familienforschung, vor allem seitdem die erwachsenen und minderjährigen Haushaltsmitglieder relativ eindeutig in ihren Beziehungen zueinander identifiziert werden können (Niemeyer/Voit 1995; Kreyenfeld 2001; Engstler/Menning 2003; Peuckert 2005). Familienstrukturen, die über den Haushalt hinausreichen, sind damit statistisch nicht zu erfassen. Die aktuelle Diskussion hat deutlich gemacht, dass die amtliche Statistik in Deutschland noch grundlegende Defizite aufweist. Wichtigster Kritikpunkt ist, dass wir keine Möglichkeit haben, auf der Basis amtlicher Massendaten die Kinderlosigkeit unter Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland zuverlässig zu schätzen.

Eine große Bedeutung für die Erforschung der Familienformen haben daher Erhebungen der empirischen Sozial- und Familienforschung gewonnen, die auf vielfältige Weise eine dichte familienrelevante Berichterstattung erlauben. Ich nenne die *Family and Fertility Surveys* (FFS) (Festy/Prioux 2002), die international vergleichende Forschung erlauben und angeregt haben (Roloff/Dorbritz 1999; Andersson/Philipov 2002), in Fortsetzung dessen die *Generations and Gender Surveys* (GGS), die wie die FFS im Rahmen des internationalen *Gender and Generations Programme der United Nations Economic Commission for Europe* der Vereinten Nationen koordiniert werden (Hoem et al. 2000; Hullén 2005; Spielauer 2004), die deutschen Familiensurveys (Bien 1996; Bien/Marbach 2005), das Sozio-oekonomische Panel (Frick/Schneider 2004) und seine ausländischen Counterparts (*European Community Household Panel*; vgl. Peracchi 2002), die Berliner Lebensverlaufsstudie (Huinink 1995) oder den ALLBUS von ZUMA (Koch et al. 2001).

rung des Familiengründungsalters, die sich zwischen den Geburtsjahrgängen 1945 und 1960 vollzogen hat, ist ein Beispiel dafür.³

Mittlerweile gibt es Beiträge, die der Pluralisierungsthese empirisch genauer nachgehen. Es wird präziser definiert, was man unter Pluralisierung zu verstehen hat und wie sie gemessen werden kann (Wagner/Franzmann 2000). Brüderl und Klein (2003) unterscheiden zwischen einer Pluralisierung der Sozialstruktur und der Pluralisierung von Lebensläufen. Erstere soll heißen, dass die Verteilung der Lebensformen in der Abfolge von Kalenderjahren oder im altersspezifischen Kohortenvergleich heterogener wird. Sie bewegt sich in der Tendenz auf eine statistische Gleichverteilung zu.⁴ Analysen auf der Grundlage von Zeitreihen aggregierter Querschnittsverteilungen von Lebens- und Familienformen weisen bei Familienformen auf schwache Anzeichen einer Pluralisierung hin (Huinink/Wagner 1998; Wagner/Franzmann 2000). Das kann auf den Zuwachs der nichtehelichen Familien zurückgeführt werden.

Betrachtet man die Verteilungen von Lebensformen in verschiedenem Alter und im Kohortenvergleich, wie Brüderl und Klein das mit dem Familiensurvey 2000 gemacht haben, kann man für die Phase ab dem Alter 25 von einer Zunahme der Heterogenität partnerschaftlicher Lebensformen ausgehen (Brüderl/Klein 2003). Brüderl und Klein können auch bezogen auf Abfolge von Lebensformen im Lebensverlauf Pluralisierungstendenzen bestätigen.⁵ Eine Differenzierung nach Lebens- und Familienformen haben sie nicht vorgenommen.

Bezogen auf Familienformen hat sich eine weitere These etabliert, die empirisch relativ gut abgesichert ist: die Polarisierungsthese. Sie behauptet eine Spaltung der westdeutschen Bevölkerung in einen familienfernen Teil ohne Kinder und einen Teil, der eine Familie mit dann in der Regel auch mehr als einem Kind hat (Strohmeier 1993; Huinink 2002). Die Familienorientierung der Frauen und die ökonomische Situation des Partners erhöht die Wahrscheinlichkeit, zu der zweiten Gruppe zu ge-

3 Ohnehin stellt die diagnostizierte Pluralität von Lebens- und Familienformen keine historisch neue Situation dar. Es sind kaum neue Formen von Familien und Zusammenleben entstanden oder in Sicht, wie oft unterstellt wird. Außerdem war eher die vergleichsweise geringe Vielfalt von Familienformen in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, die mit stark normierten Familienbildern einherging, eine historische Besonderheit. Ein aktueller Pluralisierungstrend ist eher der Weg zur historischen Normalität, in eine „erneute“ Unübersichtlichkeit, wenn man so will.

4 Das Ausmaß der Pluralität von Familienformen kann dann durch geeignete Größen, wie die Entropie, gemessen werden, welche von dem Abstand der vorgefundenen Verteilung von Familienformen von einer Gleichverteilung abhängen.

5 Die Pluralisierung von Lebensläufen betrachten Brüderl und Klein weiterhin im Hinblick auf die zeitliche Dominanz von Lebensformen, die Varianz des *Timing* von Lebensformwechseln, die Zahl von Lebensformwechseln und den Grad der Abweichung der Lebensformsequenzen von einem traditionellen Standardmuster in den Lebensverläufen von Befragten (Brüderl/Klein 2003). Der letzte Indikator ist gleichwohl kein guter Ausweis für Pluralisierung, da ihm neue Standardisierungen entgehen. Man kann diesbezüglich noch einmal auf den Befund verweisen, dass die nichteheliche Lebensgemeinschaft vor der Ehe zum Standard geworden ist. Außerdem gibt es einen Trend weg von der Ehe, aber nicht weg vom Leben in einer Partnerschaft (Klein 1999).

hören (Kreyenfeld 2002). Ein internationaler Vergleich zeigt, dass die Polarisierung in solchen Ländern zu beobachten ist, wo es um die Vereinbarkeit zwischen Mutterschaft und Erwerbstätigkeit schlecht bestellt ist (Huinink 2002).

Befürwortern der Pluralisierungsthese kritisieren an der empirischen Analyse der Vielfalt von Lebens- und Familienformen und ihres Wandels, dass die Messkonzepte der Familiensoziologie und -demographie immer noch zu sehr von dem traditionellen Familienbild der Mitte des 20. Jahrhunderts ausgehen. Die wahre Vielfalt der Familienformen und damit die Dynamik des Wandels bleibe damit untererfasst, so das Argument von Elisabeth Beck-Gernsheim, die damit ihre Thesen zu den Implikationen der Individualisierung für den Wandel der Familien gegen empirische Befunde verteidigt, die eher von einer weitgehenden Stabilität ausgehen (Beck-Gernsheim 1998: 32 f.). In der Tat ist das Instrumentarium, mit dem wir heute Lebens- und Familienformen statistisch identifizieren, noch unterentwickelt. Vorschläge zu neuen Konzepten gibt es, wenn man etwa an den Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie von Bertram denkt (Bertram 2002; Lauterbach 2004). Die räumliche Dimension wurde in einer Familienforschung, die stark auf den Familienhaushalt fokussiert war, zum Beispiel sehr vernachlässigt. Dieses wird in Zukunft kaum noch möglich sein, wie Bertram überzeugend argumentiert. Auch die Folgen der verringerten Stabilität von Familien, deren Mitglieder sich häufig in neuen Familien reorganisieren, wird mit dem gängigen statischen Instrumentarium zu wenig berücksichtigt (Beck-Gernsheim 1998). Die Soziologie nicht-konventioneller Familienformen ist zwar den Kinderschuhen entwachsen, aber unterentwickelt (Bien/Schneider 1998; Bien/Hartl/Teubner 2003; Burkart 1997; Klein/Lauterbach 1999; Nave-Herz/Krüger 1992; Peuckert 2005; Schneider/Rosenkranz/Limmer 1998; Schneider et al. 2002).

3.1.2 Sozialstruktur und Familie

Ein wichtiger Differenzierungsschritt der strukturellen Analyse von Familien(formen) ist die Berücksichtigung von sozialstrukturellen Merkmalen (Geschlecht, Alter, Staatsangehörigkeit, Migrationshintergrund, Wohnregion, Erwerbsstatus) und zentralen Dimensionen sozialer Ungleichheit (Bildung, Einkommen, Sozialbeziehungen). Der Zusammenhang von Geschlecht, Alter, Staatsangehörigkeit bzw. ethnischer Zugehörigkeit und Erwerbsbeteiligung mit der Familienentwicklung und Familienform wird auf der Makroebene in Form von deskriptiven Verteilungen und demographischen Raten dargestellt (Engstler/Menning 2003). Sie stellen die Domäne der Familiendemographie dar, die sowohl von Daten der amtlichen Statistik als auch aus der empirischen Sozialforschung bedient wird.

Es sei angemerkt, dass die Männer im Gegensatz zu den Frauen in der Familien- und Lebensformstatistik bisher kaum eine eigene Rolle spielen (Tölke/Hank 2005; Eckard/Klein 2006). Dem liegt nicht nur der Umstand zugrunde, dass die Datenlage häufig keine differenzierten Darstellungen zu den Männern zulässt. Der Anteil des Verhaltens der Männer und ihrer Lebensplanung an der Familienentwicklung wird überdies sträflich unterschätzt. Man kann das auf theoretische Modelle zurückführen, die Kinder für die Kosten-Nutzen-Abwägung der Männer als weitgehend neutral an-

sehen (vgl. Hank/Tölke 2005). Dieses dürfte aber eine kaum mehr zu haltende Annahme sein, obschon das Wissen dazu sehr lückenhaft ist.

Auch der Forschungsstand zu ausländischen Familien in Deutschland ist trotz der zunehmenden Zahl an Arbeiten zu diesem Thema vergleichsweise schlecht (Bade et al. 2000; Nauck 2002). Es muss nicht betont werden, dass auch dieser Umstand angesichts der aktuellen Entwicklungen sehr beklagenswert ist.

Die kausalanalytische Forschung zum Zusammenhang der genannten Merkmale und der Familienentwicklung ist nahezu vollständig zu individualbasierten Modellierungen übergegangen. Dafür gibt es zahlreiche gute Gründe. Bis heute gibt es aber beispielsweise ökonometrische Modelle des Zusammenhangs von Erwerbsquoten von Frauen und Geburtenraten. Diese Forschungstradition wurde durch innovative Beiträge belebt, auch wenn der erklärungsbezogene Erkenntnisgewinn beschränkt bleiben sollte (Engelhardt/Prskawetz 2004; Engelhardt/Kögel/Prskawetz 2004).⁶ Die Analysen wurden unter anderem durch den Befund motiviert, dass sich die ökologische Korrelation zwischen den Erwerbsquoten von Frauen und der zusammengefassten Geburtenziffer verschiedener europäischer Länder von einem negativen Wert zu einem positiven gewandelt hat (vgl. auch Brewster/Rindfuss 2000).

Zur Sozialstrukturanalyse der Familie gehört auch der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Familienentwicklung. Grundsätzlich stehen alle Dimensionen sozialer Ungleichheit in einem Wechselverhältnis zur Familienentwicklung. Man kann zum einen untersuchen, wie sich die Lebenslage von Menschen auf die Familienentwicklung auswirkt. Umgekehrt sind die Folgen der Familienentwicklung für die Lebenslage der Familienmitglieder Gegenstand familiensoziologischer Forschung. Hradil unterscheidet drei Gruppen von Dimensionen sozialer Ungleichheit: den „ökonomischen“ (Macht, Einkommen, Bildung und Humankapital, Prestige), den „wohlfahrtsstaatlichen“ (soziale Sicherheit, Arbeits- und Lebensbedingungen, Gesundheit und gesellschaftliche Partizipation) und den „sozialen“ Dimensionen (soziale Beziehungen und soziales Kapital, soziale Rolleneinbindung, soziale Diskriminierung) (Hradil 1987: 147). Betrachtet man soziale Ungleichheit unter diesen verschiedenen Aspekten, lassen sich gleich eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten zur Familie finden, die zum Teil widersprüchlich, zum Teil einander ergänzend sind. Sie bieten die Möglichkeit für eine differenzierte Analyse der sozialstrukturellen Relevanz von Familie. Das Potential einer entsprechenden Forschung ist nicht annähernd ausgeschöpft.

Die Auswirkungen von Humankapital, beruflicher Stellung, Einkommens oder Vermögensverhältnissen von Menschen auf die Familienentwicklung haben im Zentrum der makro- und mikro-orientierten Forschung zur Familienentwicklung gestanden. Es gibt in diesem Zusammenhang einen Punkt, auf den ich an dieser Stelle eingehen will. Familienbeziehungen stellen als Teil des sozialen Kapitals von Individuen Aspekte der sozialen Dimension sozialer Ungleichheit dar. Wir wissen zudem, dass sich Familienbeziehungen durch eine spezifische Qualität auszeichnen, die nicht ohne weiteres in anderen sozialen Beziehungen zu realisieren ist (Huinink 1995). Familienlosigkeit ist dann ein spezifischer Aspekt sozialer Ungleichheit. Sie wird

6 Engelhardt, Kögel und Prskawetz (2004) können mit ihren international vergleichenden Analysen zeigen, dass es negative Effekte in beide Richtungen gibt, wobei sich der negative Zusammenhang zwischen Erwerbsquote und Geburtenniveau über die Zeit abschwächt.

bislang kaum unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. Genau das scheint mir aber geboten zu sein. Wir wissen, dass Männer ohne Berufsausbildung und mit schlechten Erwerbs- bzw. Einkommenschancen eine vergleichsweise schlechte Position im Partnermarkt haben. Sie gründen später eine Familie und bleiben zu einem höheren Anteil kinderlos. Es gibt Anzeichen dafür, dass sich ein ähnliches Muster auch bei den Frauen ausbildet (Huinink 1995; Schütze 1992). Wenn wir die Realisierung gelingender Elternschaft als ein erstrebenswertes Lebensziel und damit als einen Aspekt der sozialen Dimension sozialer Ungleichheit ansehen, erhebt sich die nicht hinreichend untersuchte Frage, ob wir Matthäus-Effekte beobachten können, wonach materielle und „familiale“ Deprivation in einem Steigerungsverhältnis zueinander stehen und kumulieren. Das kann man allein bezogen auf die Chancen, eine eigene Familie zu realisieren, untersuchen. Man kann es auf die Frage ausweiten, ob und inwieweit sich materielle und andere Dimensionen der Lebenslage von Familien auf die Realisierungschancen eines befriedigenden Familienlebens als individuelles Wohlfahrtsziel auswirken.

Der Forschungsstand zu den Auswirkungen von Familienentwicklung auf die Lebenslage der Familienmitglieder hat sich in den letzten Jahrzehnten verbessert und ausdifferenziert, blieb aber auf klassische Dimensionen sozialer Ungleichheit konzentriert. Die Befunde bestätigen, dass Familienhaushalte aus unterschiedlichen Gründen im Vergleich zu Nichtfamilienhaushalten erhebliche materielle Einbußen zu verzeichnen haben. Mikrozensus-Analysen etwa zeigen, wie sich die Einkommenssituation von Partnern nach der Familiengründung verschlechtert, wenn die Mutter die Erwerbstätigkeit aufgibt oder einschränken muss.⁷ Das Pro-Kopf-Einkommen von Haushalten sinkt mit steigender Kinderzahl und das Armutsrisiko steigt. Kinderarmut ist ein verbreitetes Phänomen (Butterwegge 2000; Klocke/Hurrelmann 2001). Auswertungen des Sozio-oekonomischen Panels weisen ein vergrößertes Armutsrisiko für Familien mit mehr als zwei Kindern aus. Auch die Familienform ist relevant. Die Gruppe der Alleinerziehenden stellt schließlich den Bevölkerungsteil mit den höchsten Armutsquoten (Datenreport 2004; vgl. Dorau 2004).

Weniger umfassend beantwortet ist die Frage, wie sich der Familienstatus auf andere Dimensionen sozialer Ungleichheit auswirkt: die Bedingungen der Freizeitgestaltung, das Wohnumfeld, das Arbeitslosigkeitsrisiko bzw. die Wiedereinstiegchancen in den Arbeitsmarkt, Gesundheit, gesellschaftliche Teilhabe, soziale Netzwerke, Diskriminierung etc. Die Tatsache, dass die soziologische Familienforschung hier eher rudimentäres Wissen vorweisen kann, ist angesichts der aktuellen Diskussionen um die Zukunft der Familie erstaunlich (Bien/Rathgeber 2004). Sie zeigt auch, wie eingegrenzt diese Diskussion ist, wenn sie sich vornehmlich auf die Frage der Einkommenssituation und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf beschränkt.

7 Der größte Einschnitt erfolgt mit der Familiengründung, die Familienerweiterung geht absolut betrachtet kaum mit weiteren Einbußen, aber auch mit keinen nennenswerten Verbesserungen der Einkommenssituation einher. Die Einkommensdifferenz zu Ehepaaren ohne Kinder ist bis hin zur Phase, in der die Kinder das Elternhaus verlassen, hoch. Dabei ist nicht berücksichtigt, inwieweit für die Kinder nach dem Verlassen des Elternhauses noch finanzielle Unterstützungen zu zahlen sind (Stutzer 2002).

Zur Sozialstrukturanalyse der Familie gehört das Studium der intergenerationalen Vererbung von sozialer Ungleichheit oder intergenerationaler sozialer Mobilität. Diese Forschung wurde traditionellerweise nicht zur Familiensoziologie gezählt. Je mehr und differenzierter aber die innerfamilialen Ursachen für dieses Phänomen genauer in den Blick genommen werden, je stärker man also die Prozesse in den Familien im Hinblick darauf erforscht, desto mehr ist es ein genuines Thema der Familiensoziologie. Im deutschen Sprachraum gibt es nur wenige neuere Studien zu den Mikrodeterminanten der Bildungsvererbung (Becker 2000; Büchner/Koch 2001). Mit anderen Aspekten der sozialen Mobilität zwischen den Generationen, etwa den Einfluss des Elternhauses auf die beruflichen Karrierechancen, setzt sich die Familiensoziologie noch weniger bis gar nicht auseinander.

Cohen und MacCartney führen zwei weitere wichtige Fragestellungen ein, die aus ihrer Sicht zum Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und Familie gehören (Cohen/MacCartney 2004). Sie betrachten Familie als Ort, in dem auch soziale Ungleichheit generiert wird. Sie verweisen auf die Konsequenzen innerfamiliärer Arbeitsteilung und von Beziehungsarrangements, die für die Familienmitglieder zu einer unterschiedlichen Chancenstruktur führen und geschlechtstypische Ungleichheit reproduzieren. Andererseits ist für sie Familie der Ort, in dem die Folge von ökonomischer und sozialer Deprivation abgefedert werden können. Diese beiden Aspekte verweisen auf den Bereich der innerfamilialen Beziehungen, auf die ich im Abschnitt 3.2 eingehen werde.

3.1.3 Familie als gesellschaftliche Institution

Die strukturelle Gestalt der Familie und ihre institutionelle Einbettung haben sich in der sich fortschreitend modernisierenden Gesellschaft im Wechselverhältnis zueinander verändert und werden es auch weiter tun. Die strukturelle Trendhypothese dazu war mit dem Begriff der Pluralisierung auf den gängigen Punkt gebracht worden. Die kulturelle Trendhypothese wird, in ihrer Allgemeinheit wieder oft etwas missverständlich, mit dem Begriff der Deinstitutionalisierung zusammengefasst. Auch sie wird heute in der Regel eher schlagwortartig verwendet. Eine präzise Bestimmung dessen, was darunter zu verstehen sei, ist selten. Geschweige denn, dass daraus empirisch umsetzbare Operationalisierungen abgeleitet werden.

Dabei hat Hartmann Tyrell den Begriff in einer Weise bestimmt, die ihn empirisch bearbeitbar macht. Er versteht unter Deinstitutionalisierung den Verlust einer selbstverständlichen Legitimität, der exklusiven Monopolstellung und der motivationalen Rolle als Orientierungs- und Verweisungsrahmen für den Lebenslauf, den Ehe und Familie in unserer Gesellschaft haben (Tyrell 1988).

Deinstitutionalisierung als Verlust der selbstverständlichen Legitimität von Ehe und Familie: Befragungen, die Einstellungen zu Ehe und Familie erheben, zeichnen ein differenziertes Bild. Sie belegen nach wie vor eine erstaunlich hohe Akzeptanz von Ehe und Familie in Deutschland, die Ein-Eltern-Familie wird immer noch überwiegend kritisch gesehen. Das mag man als Indikator für eine vergleichsweise stabile Legitimität der traditionellen Institutionen von Ehe und Familie halten. Gleichzeitig sind nichteheliche partnerschaftliche Lebensformen akzeptiert und traditionelle Geschlechtsrollenbilder sind auf dem Rückzug. Ehe und Familie werden nicht mehr als

selbstverständlich zu wählende partnerschaftliche Lebensformen angesehen. Das belegen zum Beispiel Auswertungen der neuen *Population Policy Acceptance Study* in Deutschland, die im Jahr 2003 in 14 west- und osteuropäischen Ländern durchgeführt wurde (Dorbritz 2004a, 2004b). Man kann weiter zwischen Indikatoren der Legitimität und der persönlichen Erwünschtheit unterscheiden. Auch die Wertschätzung von Elternschaft ist nahezu ungebrochen. Immerhin, die Angaben zum Kinderwunsch scheinen in Deutschland einen Anstieg erwünschter Kinderlosigkeit anzudeuten. Die erwünschte Kinderzahl hat sich verringert (Ruckdeschel 2004).

In der Euphorie der strukturell orientierten Familienforschung der 1980er und 1990er Jahre ist die kulturelle Dimension in der empirischen Familienforschung vernachlässigt worden. Sie hat sich weitgehend auf einfachere, deskriptive Studien zur Einstellungs- und Werteforschung beschränkt. Auch international sind Familienforscher, wie Ron Lesthaeghe und seine Mitarbeiter, welche diesen Aspekt stark machen, relativ vereinzelt (Lesthaeghe 2002; Surkyn/Lesthaeghe 2004). Heute stehen wir jedoch zum Beispiel vor dem Rätsel, warum die Unterschiede im Familienverhalten der West- und Ostdeutschen auch mehr als ein Jahrzehnt nach der Wende so groß bleiben. So können wir immer noch nicht hinreichend gut erklären, warum wir in Ostdeutschland sehr hohe Nichtehelichenquoten beobachten und warum es keine Angleichung zwischen Ost- und Westdeutschland gibt. Systematische Unterschiede dürfte es auch bei der realisierten Kinderzahl geben. Meine Vermutung ist, dass wir ohne eine intensivere Forschung zu Familienleitbildern, die mit der Analyse familienbezogener Rollenvorstellungen (Mutterbild, Vaterbild) einhergeht, diese Fragen nicht befriedigend beantworten können. Dazu wird aber nur wenig in der empirischen Familienforschung unternommen.

Deinstitutionalisierung als Schwächung des institutionellen Verweisungszusammenhangs zwischen Familie und Ehe: Traditionell waren Ehe und Familie institutionell eng miteinander verknüpft. Eine Ehe wurde als Bestandteil der Institution Familie verstanden. Wenn noch keine Kinder geboren waren, war sie die Familie im Wartestand. Nach der Geburt der Kinder war sie der unverzichtbare institutionelle Rahmen der Elternschaftsbeziehungen. Wenn die Kinder das Elternhaus verlassen hatten, galt sie als Teil eines erweiterten Familiennetzwerks, in dem das Elternhaus und die Eltern als Bezugspunkt der Kinder, die in eigenen Familien lebten, betrachtet wurden. Dieser enge Verweis von Ehe und Familie aufeinander ist, abhängig von Region und anderen Faktoren, unterschiedlich stark aufgebrochen. Immerhin etwa die Hälfte der bundesrepublikanischen Bevölkerung dürfte ihn noch befürworten (Dorbritz 2004b).

Es ist aber interessant zu beobachten, ob sich funktionale Äquivalente zur Ehe als institutioneller Rahmen von Elternschaft und Familie herausbilden und in welcher Form das geschieht. Ein großer Forschungsbedarf ist daher in Bezug auf die nichtehelichen Familienformen auszumachen (Bien/Schneider 1998). Daraus ergibt sich eine Reihe von familienpolitisch relevanten Fragen. Wie geht man im Fall von nichtehelichen Familien mit dem Erfordernis um, im Sinne einer gelingenden Erziehung der Kinder, hinreichende Verbindlichkeiten zu sichern und familienbezogene *Commitments* und Verantwortlichkeiten auf Dauer zu stellen? Welche verträglichen Lösungen werden für den Fall des Scheiterns bereitgehalten? Welche institutionellen *Tools* werden dazu eingeführt und woher werden sie genommen? Wird hier am ehes-

ten eine Verrechtlichung von familialen und damit auch partnerschaftlichen Lebensgemeinschaften erfolgen, wie es in Ländern der Fall ist, in denen die nichteheliche Familie Normalität ist? Kurz: Welche Formen der Re-Institutionalisierung sind zu erwarten und was ist die soziale Grundlage dafür (Krüger 2003)?

Deinstitutionalisierung als Folge der schwindenden Orientierungsfunktion von Familie für individuelle Lebensläufe: Der institutionalisierte Lebenslauf der modernen Gesellschaft spielte sich noch weitgehend in Familienhaushalten ab, zunächst in der Herkunftsfamilie und anschließend nach einem weitgehend bruchlosen Übergang in der Prokreativfamilie (vorkindliche Ehe mit eingeschlossen) (Kohli 1985). Wir können heute zumindest aus struktureller Sicht feststellen, dass dieses Muster weitgehend der Vergangenheit angehört und – das wird bislang noch weniger diskutiert und empirisch untersucht – neuen Ablaufmustern weicht (Brüderl/Klein 2003). Das klassische Modell des Familienzyklus, das man als familienbezogenes Korrelat zum institutionalisierten Lebenslauf ansehen konnte, kann diese nicht mehr korrekt beschreiben. Es ist da unbrauchbar geworden, wo es den engen Verweis von Paarbeziehung auf Ehe und von Ehe auf Familie beinhaltet, eine normative Abfolge von Stadien des Familienverlaufs vorgibt sowie eine ebenfalls normativ bestimmte, geschlechtsspezifisch differenzierte Beziehung des Familienverlaufs zu anderen Lebensbereichen unterstellt. Es ist daher zeitweise einem Ansatz gewichen, in dem Lebens- und Familienverläufe als Sequenz von Ereignissen und Zuständen beschrieben und deren Kohärenz durch eine Serie bedingter Übergangsraten und -wahrscheinlichkeiten analysiert wurden. Heute wissen wir, dass diese Sichtweise wiederum zu kurz greift, da sie den strukturellen Zusammenhang und damit den Blick für neue Musterbildung aus dem Auge verliert.

Die Bedeutung der Familie als Institution und deren Wandel wird unter weiteren Gesichtspunkten untersucht, die nicht oder nur teilweise zu der Deinstitutionalisierungsdebatte zu zählen sind. Ich will einige Fragestellungen nur nennen, die zwar in der aktuellen öffentlichen Diskussion sind, aber beide in der familiensoziologischen Forschung nicht besonders stark behandelt werden. Eine Fragestellung beschäftigt sich mit dem Wandel der gesellschaftlichen Definition der Aufgaben der Familie für das soziale Gemeinwesen (vgl. Kaufmann 1995). Eine zweite Fragestellung thematisiert die öffentliche Beschäftigung mit bzw. den öffentlichen Diskurs über Familie (Lüscher 1997). Auch verweise ich darauf, dass die Beschäftigung mit der Familie von ausländischen Staatsbürgern bzw. von Menschen mit Migrationshintergrund ganz wesentlich eine Herausforderung einer kultursoziologischen Analyse ist, die dringend aufzunehmen ist.

3.1.4 Familie und gesellschaftliche Teilsysteme

Familien stehen in hoch ausdifferenzierten Gesellschaften in einem spezifischen Leistungsaustausch mit Instanzen gesellschaftlicher Teilsysteme (Bildungswesen, Wirtschaft, Politik usw.). Familien sind selbst als Kooperationseinheiten individueller Akteure anzusehen, die diese ihrer eigenen Interessen willen herstellen und nicht zum Wohl der Gesellschaft gründen. Somit ist das Faktum, dass familiäre Beziehungen Wohlfahrt für individuelle Akteure generieren, das entscheidende. Die gesell-

schaftlichen Wohlfahrtseffekte sind in der Regel nicht-intendiert. Dazu gehört auch die biologische Reproduktion der Gesellschaft. Kinder bekommt man nicht für die Gesellschaft. Niemand folgt einem übergeordneten Postulat, Kinder zu zeugen, um die Gesellschaft zu erhalten, sondern der Erhalt der Gesellschaft ist Nebenprodukt individuell zielorientierten Handelns.

Dennoch *leisten Familien Erhebliches für die gesellschaftliche Wohlfahrtsproduktion*, insbesondere zum Erhalt des Humanvermögens einer Gesellschaft. Aus empirischer Sicht wäre es wünschenswert, eine Bilanzierung dieser Leistungen zu erstellen (Kaufmann 1995; Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2002). Mir sind dazu keine neueren Arbeiten bekannt.

Die wohlfahrtsrelevante Bedeutung der Familie für die Individuen verschiebt sich immer mehr von der instrumentell-materiellen zur psychisch-emotionalen Dimension. Es kann als empirisch belegt gelten, dass dieses auch in der Erwartung der Menschen so ist. Das zeigt zum Beispiel eine neuere Analyse von Daten zu den „*values of children*“ in Deutschland (Mayer et al. 2005; vgl. auch Borchardt/Stöbel-Richter 2004). Es dürfte eine interessante Forschungsfrage sein, inwieweit möglicherweise zukünftig ein materielles Interesse am Kind neu geweckt wird, wenn sozialstaatliche Absicherungen und Unterstützungen (Renten) zurückgefahren werden und private Absicherungsstrategien wieder bedeutsamer werden.

Die gesellschaftlichen Zumutungen der Familie und ihren Mitgliedern gegenüber sind zwar in aller Munde, aber noch nicht allzu systematisch bearbeitet worden. Die Forschung konzentriert sich eher punktuell auf wenige Aspekte, wie das Verhältnis von Familie und Berufswelt. Dieses wird zudem stark aus der individuellen Perspektive der Betroffenen thematisiert. Dabei sollte es umfassender um die konkreten Anforderungen und vielfältigen Zumutungen gehen, welche die Instanzen aller gesellschaftlichen Teilbereiche den Mitgliedern von Familien abfordern und die das Familienleben in unterschiedlicher Weise tangieren und beeinträchtigen. Ein grobes Raster, das einer solchen systematischen Analyse zugrunde liegen könnte, hat Kaufmann in seiner Darstellung der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft gegenüber Familien entworfen (Kaufmann 1995).

Analysen zu den *gesellschaftlichen Unterstützungsleistungen für die Familie und ihre Mitglieder* beschäftigen sich schwerpunktmäßig mit den Fragen staatlicher Unterstützung der Familie. Das ist aber – und hier schließe ich an die vorherigen Aussagen an – zu kurz gegriffen. Will man die familienbezogenen Unterstützungspotentiale in unserer Gesellschaft austarieren, muss man systematisch alle Bereiche der Gesellschaft in den Blick nehmen, von der Wirtschaft über die Verbände, vom Bildungswesen bis hin zur Politik. Auch hier scheint ein enormer Forschungsbedarf zu liegen. Das Potential familiennaher Dienstleistungen etwa ist kaum erforscht. Entsprechende Studien würden es der Familiensoziologie erlauben, sich mit eigenständigen Beiträgen an der aktuellen Diskussion zu beteiligen.

Die internationale Forschung macht deutlich, dass – für viele paradoxerweise – im Zuge des Abbaus der Geschlechtersegregation in der Gesellschaft De-Familialisierung die Familie zu stärken scheint und die Bereitschaft eine Familie zu gründen erhöht (Esping-Andersen 1998; Huinink 2002). Man kann das genau im Sinne der alten Parsonianischen Argumentation als Fortschreiten auf dem Weg zu

einer weiteren Spezialisierung der Familie betrachten (vgl. Bertram 2002). Unklar ist dennoch, wie sich das Verhältnis von Familien zu den Institutionen verändert, welche Instanzen zunehmend in Kernbereiche der Erziehung und Kompetenzvermittlung eintreten, und wie eine Kooperation zwischen Eltern und diesen Institutionen gestaltet sein wird.

Die relative Sprachlosigkeit der Soziologie in Bezug auf Fragen der Beziehung von Familienentwicklung und gesellschaftlichen Wandel, deren Antworten durchaus selbstbewusst von anderen Disziplinen (Demographie, Ökonomie) oder Einzelpersonen, die sich dazu berufen fühlen, gegeben werden, ist zu bedauern. Zu den wenigen Ausnahmen zählt etwa die neue Arbeit von Franz X. Kaufmann, die er mit dem Titel „Schrumpfende Gesellschaft“ versehen hat (Kaufmann 2005).

3.3 Innerfamiliäre Beziehungsebene

3.3.1 Soziale Interaktionsprozesse in Familien

In seiner Einführung in einen Sammelband zur Erforschung partnerschaftlicher Alltagsinteraktion, Konflikten und Paarzufriedenheit bemerkt Paul Hill, dass die Familiensoziologie sich bislang vornehmlich auf die Analyse der „harten Entscheidungen und deren Kosten-Nutzen-Struktur“ konzentriert und dabei versäumt habe, die damit einhergehenden Interaktions- und Kommunikationsprozesse in Paarbeziehungen und insbesondere die zugrunde liegenden Interaktions- und Kommunikationsstile zu untersuchen (Hill 2004). Wie Hill auch betont, beherrscht die Sozialpsychologie diesen Teil der Forschungslandschaft. Man kann diese Diagnose durchaus verallgemeinern und sagen, dass der Forschung zu innerfamiliären Beziehungen jenseits der Sozialisationsforschung eine vergleichsweise geringe Bedeutung in der empirischen Familiensoziologie zukommt. Sie gewinnt allerdings an Relevanz. Das wird insbesondere in dem Maße der Fall sein, wie die Familienforschung das Defizit einer zu geringen Paarbezogenheit der Forschung aufgibt und dafür auch die adäquaten Daten erhoben werden. Für die Soziologie wird das interdisziplinäre DFG-Schwerpunktprogramm „Beziehungs- und Familienentwicklung“ eine Belebung der Forschung mit sich bringen (Wagner/Weiß 2005; Arránz Becker/Rüssmann/Hill 2005).

Tradition haben Studien zum sozialen Wandel der Beziehungen innerhalb von Familie zwischen den Eltern, zwischen Mutter und Kindern, zwischen Vätern und Kindern, zwischen Geschwistern. Eine wichtige generelle These, die aus einer differenzierungstheoretisch orientierten Soziologie heraus formuliert worden ist, behauptet bekanntermaßen eine Emotionalisierung von Paar- und Familienbeziehungen und Kindzentrierung der Ehe (Nave-Herz 2002b). Sie verweist auf eine anhaltende Konzentration von Paarbeziehung und Familie auf ihre Kernleistungen für die Individuen, nämlich einen Raum für persönliche, emotional befriedigende, soziale Beziehungen zu bieten. Diese These wurde in Einzelstudien untersucht und kann bis heute als belegt gelten (Schütze 2002).

Soziologische Studien, die den Wandel innerfamiliärer Beziehungstypen, wie die Beziehung zwischen den Eltern, Mutter-Kind- und Vater-Kind-Beziehungen oder

Geschwisterbeziehungen untersuchen, sind selten (Nave-Herz 2004; Schütze 2002; Schüle 2002). Eine Einzelkindforschung ist praktisch nicht existent. Die Auswirkungen des Wandels der internen Strukturen der Familie (Zu- und Abnahme der Kinderzahl) sind ebenso wenig untersucht. Weitere vernachlässigte Themen sind die Zusammenhänge zwischen innerfamiliären Beziehungen und Familienform, insbesondere bei Ein-Eltern-Familien und nichtehelichen Familienformen (Bien/Schneider 1998), Stiefelternschaft (Bien/Hartl/Teubner 2002) und die Ursachen und Folgen von Gewalt in der Familie (Lamnek/Ottermann 2004; Hill/Kopp 2004). Von besonderem Interesse ist weiterhin eine beziehungssoziologische Erforschung von Transmissionseffekten zwischen Eltern- und Kindergeneration, die soziologisch relevante Anknüpfungspunkte bietet. Transmissionseffekte sind in einer Reihe von Verhaltensbereichen nachgewiesen worden. Dazu gehört die statistisch nachgewiesene Transmission des Scheidungsrisikos (Diekmann/Engelhardt 1995; Diefenbach 2000). Verstanden ist dieser Effekt gleichwohl noch nicht vollständig. Das dürfte ohne eine Anbindung an familienpsychologische Forschung auch nicht möglich sein. Es liegt nahe, dass die psychologische Forschung unterschiedlicher Provenienz hier einen größeren Stellenwert hat. Man muss aber fragen, ob das zu einem glatten Ausstieg der soziologischen Familienforschung führen sollte? Schaut man sich einschlägige Übersichtsartikel zu dieser Vielzahl von Themen an, so fehlt soziologische Literatur fast vollständig.

Von einer gewissen Bedeutung ist immerhin die familiensoziologische Forschung zu den Auswirkungen privilegierter und deprivierter Lebenslagen auf die innerfamiliären Beziehungen (Hill/Kopp 2004). Der generelle Befund ist, dass Armut und Arbeitslosigkeit signifikant mit einer verringerten Qualität der innerfamiliären Beziehungen einhergeht. Armut hat negative Effekte auf die Erziehung und auf die Bildungschancen der Kinder (Butterwegge 2000; Butterwegge/Klundt 2003; Klocke/Hurrelmann 2001; Becker/Lauterbach 2002; Lauterbach/Lange/Wüest-Rudin 1999; Nietfeld/Becker 1999; Weidacher 2004). Die klassischen Studien der anglo-amerikanischen Forschung sind aber kaum erreicht (Conger/Elder 1994), wo doch die jüngere deutsche Geschichte zu einer Neuauflage einer „Children of the Great Depression“-Studie geradezu herausgefordert haben sollte.

3.3.2 Familiäre Alltagsorganisation

Die qualitative und quantitative Forschung zur innerfamiliären Arbeitsteilung hat in den letzten Jahren einen starken Aufschwung genommen (Koppetsch/Burkart 1999; Künzler et al. 2001; Huinink/Röhler 2005). Sie hat sich allerdings vornehmlich auf Partner und Eltern konzentriert. Die Beteiligung der Kinder am Haushalt hat wenig Aufmerksamkeit gefunden.

Die Befunde dieser Forschung sind eindeutig. In Deutschland hat sich nur wenig an der faktischen Zuständigkeit der Frau für Haushalt und Kindererziehung geändert, auch wenn es innerhalb der Bundesrepublik und zwischen Lebensformen Unterschiede gibt. Alle Untersuchungen der letzten Jahre zeigen aber eine ausgeprägte geschlechtstypische Arbeitsteilung in Familienhaushalten. Auch die neueste Zeitbudgeterhebung des Statistischen Bundesamtes aus den Jahren 2001/2002 kommt zu diesem Ergebnis (Pinl 2004). Die Verteilung der Aufgaben ist geschlechtstypisch

und die Frauen verbringen mehr Zeit mit Hausarbeit.⁸ Diese stabil traditionelle Arbeitsteilung, die im Widerspruch zur nachweisbaren Modernisierung auf der normativen Ebene steht, stellt eine Herausforderung für die Hausarbeitsforschung bzw. für die Forschung zur geschlechtstypischen Arbeitsteilung dar.

Die qualitative Forschung hat bemerkenswerte Fortschritte in der empirischen Durchleuchtung des Widerspruchs zwischen Egalitätsanspruch und alltagspraktischer Wirklichkeit gemacht (Koppetsch/Burkart 1999; Huinink/Röhler 2005). Dabei wird zum einen deutlich, dass die Transmission traditioneller Geschlechtsrollenbilder gleichsam hinter dem Rücken der Betroffenen Angebote einer unaufwendigen Regulierung von Alltagsroutinen bereitstellt. Sie werden letztendlich aufgegriffen, wobei sie in der Vorstellung der Betroffenen zwar immer zur Disposition stehen, sich in der Beziehungsrealität aber nachhaltig durchsetzen. In dem Maße, wie Hausarbeit als Feld eines instrumentellen Handlungsfeldes immer weniger den emotionalen Kern einer Beziehung berührt, sind zum anderen Strategien wie das Prinzip des geringsten Interesses Tür und Tor geöffnet. Sie greifen vergleichsweise problemlos, wo ein Partner aus wohlverstandenen Eigeninteresse beziehungsöffentliche Güter herstellt, von dem der andere nicht ausgeschlossen werden kann.

Die paarbezogene bzw. familiäre Alltagsorganisation wird heute als dynamischer Prozess betrachtet, der sich mit der Veränderung der Haushaltskonstellation und mit zunehmender Dauer der Partnerschaft entwickelt. Dies wird mit Längsschnittdaten und entsprechender statistischer Modellierung explizit methodisch berücksichtigt (Klaus/Steinbach 2002). Es kann gezeigt werden, dass die Familiengründung einen stark traditionalisierenden Effekt hat und dass dieser nahezu irreversibel ist. Bezogen auf die innerpartnerschaftliche Aufteilung der Hausarbeit gibt es bislang allerdings kaum qualitativ hochwertige Zeitverlaufsdaten, so dass hier ein Forschungsdesiderat vorliegt.

Geschlechterasymmetrien sind auch in Bezug auf andere, bislang in der soziologischen Familienforschung wenig untersuchte Aspekte der Organisation der Paarbeziehung und Familie zu beobachten. Dazu gehören die Fragen der Geldverwaltung und Konsum- und Kaufentscheidungen (Allmendinger et al. 2001, Wimbauer 2003). Dieses führt zur Frage der Machtverteilung und der Verhandlungsmacht der Partner in Beziehungen (Nave-Herz 2004).

3.3.3 Erziehung und Sozialisation

Die soziologische Sozialisationsforschung war in den 1970er Jahren ein dominantes Forschungsfeld der Familiensoziologie (Schmidt 2006). Bekanntlich gelangte sie in den Blick der Soziologie durch die Thematisierung schichtspezifischer bzw. schicht-

8 Die Schätzungen der durchschnittlichen Hausarbeitszeit der Männer für die Bundesrepublik Deutschland liegen seit Jahrzehnten bei etwa 10 Stunden pro Woche, und zwar unabhängig von jeglichen Bedingungsfaktoren. Die Zeit, die Frauen im Haushalt aufwenden, variiert dagegen stark, je nachdem, ob Kinder im Haushalt leben und ob die Frauen berufstätig sind oder nicht. Die Spanne reicht von 10 bis über 60 Stunden pro Woche. Bei der Kinderbetreuung erhöht sich das Engagement der Väter schwach, beschränkt sich aber auf die erwerbsarbeitsfreie Zeit (vor allem am Wochenende).

typischer Unterschiede der Sozialisation und verband sich mit der Bildungsdiskussion der 1960er und frühen 1970er Jahre (Geulen 2004). Die Annahmen einfacher Entsprechungen von Schichtzugehörigkeit und Sozialisationserfolg erwiesen sich als zu einfach. Sozialisation wurde als komplexer Prozess begriffen, in dem neben familiären auch verschiedene außerfamiliäre Bedingungskontexte einbezogen und die Wechselbeziehung zwischen kindlicher Entwicklung und Entwicklungskontext betont wurde. Das Stichwort hier ist die ökologische Sozialisationsforschung, die von Bronfenbrenner begründet wurde (Grundmann/Lüscher 2000). Geulen beklagt, dass das Modell der ökologischen Sozialisationsforschung empirisch nicht eingelöst worden sei. Mehr noch, der Sozialisationsforschung der 1980er Jahre sei es nicht gelungen, die notwendige „kongeniale Einbeziehung der subjektiven Prozesse bzw. der Psychologie“ zu verwirklichen. (Geulen 2004: 14). Man kann darüber spekulieren, welche Gründe für die empirische Schwäche der soziologischen Sozialisationsforschung vorliegen. Das mag damit zusammenhängen, dass die sozialökologische Sozialisationsforschung mehr Programm geblieben ist, als dass daraus ein theoretisch zugkräftiges Konzept entwickelt worden wäre. Vielleicht vernachlässigt Geulen in seiner Kritik einen Forschungsstrang, der die Verbindung von sozialem Kontext und individueller Entwicklung, vor allem aus der Rezeption der Sozialisationstheorie von Berger und Luckmann auf der einen und der Entwicklungstheorie Piagets auf der anderen Seite heraus, versucht. Ich meine die konstruktivistische Sozialisationsforschung (Grundmann 1999). Der empirische Ertrag dieser vielversprechenden Forschungstradition ist insgesamt aber vergleichsweise gering geblieben. Die entwicklungs- und sozialpsychologische Forschung dominiert (Schuster/Kuhn/Uhlendorff 2005).

Es lassen sich wiederum eine Reihe von kaum bearbeiteten Forschungsfragen nennen, die angesichts der aktuellen Diskussionen um die Leistungsfähigkeit von Familie und elterlicher Erziehung auf der einen und schulischer Erziehung auf der anderen Seite unter den Nägeln brennen. Dazu gehört zum Beispiel die Frage, wie die Familie als Bildungsort zu gestalten und wie eine Kooperation von Eltern mit schulischen Bildungsinstitutionen im Sinne einer Erziehungspartnerschaft aussehen könnte (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2002b, 2005).

3.3.4 Intergenerationen- und Verwandtschaftsbeziehungen

Die Erforschung von Intergenerationenbeziehungen hat in den letzten Jahren in Deutschland einen Aufschwung erfahren. Einen gewichtigen Anteil daran hatten neuere empirische Erhebungen, die differenzierte Analysen zu verschiedenen Dimensionen intergenerationaler Beziehungen, die von Bengtson formuliert worden sind, erlauben (Bengtson 2001).⁹ Dabei wird nicht nur der Austausch von ökonomi-

9 Für die Empirie durchaus relevante Forschungsimpulse stammen aus theoretischen Diskursen, die mit der Einführung der Ambivalenzthese und der Auseinandersetzung ihrer Vertreter mit dem mittlerweile klassisch zu nennenden Ansatz von Bengtson eingesetzt haben (Lüscher/Pillemer 2004; Bengtson et al. 2002). In dem ambivalenztheoretischen Ansatz von Lüscher werden operationalisierbare Beziehungslogiken vorgeschlagen, die für soziale Beziehungen charakteristisch sein können und nicht nur für Intergenerationenbe-

schen, zeitlichen Ressourcen, die räumliche Nähe und die Kontakthäufigkeit, die stark im Vordergrund gestanden haben, berücksichtigt, sondern auch die Bedeutung der Generationenbeziehungen für die Transmission von Kultur und für die Sozialintegration thematisiert. Verstärkt hat sich auch Forschung zu Vererbung und Vermögenstransfers von der älteren auf die jüngere Generation (Szydlik 1999; Lettke 2003).¹⁰

Die Befunde dieser Forschung widerlegen oft völlig undifferenziert vorgebrachte Thesen vom Zerfall der Mehrgenerationen-Familie (Nave-Herz 1998) – wenn man bestimmte unbezweifelbare Wandlungserscheinungen korrekt bewertet. Zu diesen Erscheinungen gehört, dass heute im Vergleich zur Mitte des letzten Jahrhunderts der Anteil von Haushalten mit mehr als zwei Generationen geringer ist. Doch das bedeutet nicht „eine Aufkündigung der familialen Mehr-Generationen-Solidargemeinschaft“, wie Nave-Herz es formuliert (Nave-Herz 1998: 298). In der Tat spricht danach vieles für das schon angesprochene Konzept der multilokalen Mehrgenerationenfamilie, in der einerseits die Generationen nicht (mehr) in einem Haushalt zusammenleben, sondern – räumliche Distanzen einfacher überbrückend – in einem engen Kommunikations- und Unterstützungszusammenhang verbleiben (Bertram 2002).

Pessimisten bleiben gleichwohl auf dem Plan. Sie verweisen darauf, dass die derzeitige Situation wenig tragfähig und nachhaltig sei und die anhaltende Niedrigstfertilität das vollstreckte, was Individualisierung und Wertewandel nicht erreicht habe. Die Generationenbeziehungen verschwinden einfach, anstatt moralisch und normativ an handlungsleitender Kraft zu verlieren. Soweit sie noch existent sind, werden sie fragiler, weil sie sich zunehmend auf die Beziehung zu einem Kind, das womöglich noch männlich ist, zu seinen Eltern verschlanken. Präzise Analysen zu solchen Szenarien fehlen allerdings bisher.

3.4 Individualperspektive

Die empirische Familienforschung aus der Individualperspektive hat mit der abnehmenden Dominanz des differenzierungstheoretischen Paradigmas der Familienforschung und aufgrund der Entwicklung geeigneter methodischer Instrumentarien einen immer größeren Raum in der aktuellen Forschungslandschaft gewonnen. Die lebenslaufbasierte Familienforschung, die uns heute als selbstverständliches Forschungsfeld erscheint, ist ein Produkt der 1980er Jahre. Diese Surveyforschung hat wesentlich dazu beigetragen, dass die quantitative Familiendemographie einen star-

ziehungen von Bedeutung sind. Neben den Begriff der Solidarität werden die Emanzipation, die Kaptivation und die Atomisierung gesetzt, die sich alle aus einer Systematik zweier Dimensionen (Reproduktion vs. Innovation und Konvergenz vs. Divergenz) ableiten (Lüscher 2004).

¹⁰ Neuere Surveys bieten die Datengrundlage für entsprechende Analysen (Alters-Survey; Quality of life and management of living resources. A Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE); (Kohli et al., 2000; Szydlik 2000; Lauterbach 2004; Attias-Donfut/Ogg/Wolff 2005).

ken Aufschwung erlebt hat (Diekmann/Weik 1993).¹¹ Methodisch kann man feststellen, dass mit dem ereignisanalytischen Instrumentarium die Mehrdimensionalität individueller Lebensläufe immer besser abgebildet wird und somit die strukturelle Einbettung der Familienentwicklung in den Lebenslauf insgesamt besser untersucht werden kann (Blossfeld/Huinink 2002). Auf der anderen Seite ist dieser Versuch der integrierten Analyse von Familienentwicklung und Lebensverlauf auch in interpretativen Analysen oder Analysen, in denen quantitative und qualitative Verfahren auseinander bezogen eingesetzt wurden, vorangetrieben und zu einigem Erfolg gebracht worden (Kühn 2003).

3.4.1 Familiengründung, -erweiterung und -auflösung im Lebenslauf

Die Frage der *Realisierung von Familiengründung und -erweiterung und der zugrunde liegenden Motivstrukturen* ist in den letzten Jahrzehnten mit besonderer Intensität untersucht worden. Die empirische Analyse hat die kohortenanalytischen Aggregatanalysen durch die auf Längsschnittdaten beruhenden Analysen des *Timing* und der Inzidenz von Geburten ergänzt. Eine Vielzahl von Einzelfragen ist untersucht worden. Die wichtigsten Erklärungsversuche betreffen den stetigen Aufschub der Familiengründung und den Anstieg der Kinderlosigkeit in Deutschland und im internationalen Vergleich.

Eine Fragestellung, die sich wie ein roter Faden durch die Beschäftigung mit diesem Thema durchzieht, bezieht sich auf die Bedeutung von Bildung und Erwerbsbeteiligung von Frauen für die Familiengründung und Familienerweiterung. Die Zusammenhänge zwischen Bildungsniveau, Lebensform und Familienentwicklung sind in der bevölkerungssoziologischen und familienökonomischen Literatur als Beleg für die These betrachtet worden, dass mit dem Bildungsniveau der Frauen grundsätzlich ihre Bereitschaft zur Eheschließung und zur Elternschaft zurückgehe. Dazu hat es in der Bundesrepublik eine kontroverse Diskussion gegeben. Sie rankte sich um die Frage, ob es neben unbestrittenen Institutioneneffekten der Bildungsbeteiligung auch einen Bildungsniveaueffekt gebe (Blossfeld/Huinink 1991; Brüderl/Klein 1991). Im internationalen Vergleich gibt es dazu keine einheitlichen Befunde (Blossfeld 1995). Es deutet vieles darauf hin, dass die Realität über diese Kontroverse hinweggegangen ist und entschieden hat. In den jüngeren Kohorten spricht alles dafür, dass es negative Bildungsniveaueffekte auf die Familiengründung und die Kinderzahl gibt (Kreyenfeld 2001).

¹¹ Noch einmal sind als wichtige Datenquellen zu nennen: der *Family and Fertility Survey*, der deutsche Familiensurvey, das Sozio-oekonomische Panel oder die Berliner Lebensverlaufsstudie. Hinzu kommen allerdings eine Vielzahl von weiteren Studien, die ich nicht alle nennen kann. Hervorheben sollte man das schon erwähnte Bamberger Ehepaar-Panel (Schneewind/Vaskovics 1992), Studien des Bremer DFG-Sonderforschungsbereichs 186 (Born/Krüger 2001; Kühn 2003) oder die Studien der BZgA zu „Frauen leben“ und „Männer leben“ (Helferich 2002; Helferich/Klindworth/Wunderlich 2005). Eine Konsequenz dieser Entwicklung ist, dass auch die amtliche Statistik bessere Daten bereitstellt. Der Mikrozensus kann mittlerweile für komplexere lebensverlaufsbezogene Modellschätzungen etwa von Familien- und Geburtenentwicklung genutzt werden, wie zahlreiche Beiträge zeigen. (vgl. z. B. Kreyenfeld 2001, 2002).

Die empirischen Zusammenhänge zwischen Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern und Familienentwicklung sind im Grundsatz weniger umstritten. Ein guter Überblick über die Forschung dazu findet sich bei Schröder (2005). Neuere Studien zum Effekt der Erwerbstätigkeit auf die Kindgeburt zeigen übereinstimmend für verschiedene Länder, dass Erwerbstätige geringere Übergangsraten zu einer (weiteren) Geburt haben (Andersson 2000; Dornseiff/Sackmann 2003; Kreyenfeld 2001; Budig 2003; Liefbroer/Corijn 1999). Auch der Effekt der Kindgeburt auf Erwerbstätigkeit erweist sich durchgängig als negativ und es lassen sich Auswirkungen der *maternity leave*-Regelungen nachweisen (Carrasco 2001; Kenjoh 2003; Weber 2004). Diese Zusammenhänge sind aber nicht unabhängig von anderen Merkmalen. So gibt es eine Interaktion zwischen dem Qualifikationsniveau und der Möglichkeit als Mutter erwerbstätig zu sein. Belegt ist, dass Erwerbsunterbrechungen bei Frauen mit höherem Ausbildungsabschluss kürzer sind.¹²

Es fehlt weitgehend eine Forschung, die präzise Hinweise darauf erbringen könnte, wie eine bessere Passung zwischen Familienleben und Engagement für Frauen und Männer in Ausbildung, Beruf und Öffentlichkeit zu verwirklichen ist. Dazu gilt es, zielgerichteter und detaillierter als bisher geschehen, die offenen und verdeckten „strukturellen Rücksichtslosigkeiten“ unserer Gesellschaft gegenüber Familien mit all ihren Facetten und Dimensionen wirkungsanalytisch zu erfassen. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass allein eine Entlastung von Eltern bezogen auf Betreuungsaufgaben nicht ausreicht, die Probleme der Vereinbarkeit von Familie, Ausbildung und Beruf zu beheben. Sehr viel stärker als bisher müssen die Bedürfnisse von Familien in die sozialen und ökonomischen Prozesse eingebracht werden, möglicherweise partiell auf Kosten von deren Effizienz. Wie das geschehen kann und welche Folgen daraus erwachsen, ist ungeklärt. So bedarf es Forschung darüber, wie viel nichtfamiliäre gesellschaftliche Bereiche (Arbeitsmarkt, Freizeitmarkt, Bildungssystem, etc.) zu welchem Preis diesbezüglich leisten können, oder wie sich Familienfreundlichkeit (nicht nur für die um Reproduktion bemühte Gesellschaft insgesamt) letztendlich sogar auszahlt.

Als komplexe Wechselbeziehung erweist sich auch der Zusammenhang zwischen Lebensform, Ehe und Elternschaft. Während die These der Kindzentriertheit der Ehe empirisch nicht überzeugend bestätigt werden konnte (Peuckert 2005), wird ehelose Elternschaft zu einem immer häufigeren Phänomen (Bien/Schneider 1998). Dazu sind in letzter Zeit eine Reihe von Analysen erschienen, die dem großen Unterschied

12 Angesichts der Komplexität der Zusammenhänge gibt es nach wie vor methodische Probleme einer angemessenen Analyse dieser Wechselbeziehungen. Die Endogenität der Zustände bzw. Ereignisse macht die Modellierung schwierig. Eine simultane Schätzung der Prozesse ist notwendig und mit dem bereitstehenden methodischen Instrumentarium auch schon möglich (Lillard 1993; Carrasco 2001). Bisher konnte ein früheres Ergebnis, nach dem die negative Wechselwirkung zwischen Erwerbstätigkeit und der Geburt eines Kindes (weiterer Kinder) sich als Scheinkorrelation erweisen könnte (Bagozzi/van Loo 1988), allerdings nicht repliziert werden. Eigene, nicht veröffentlichte Versuche einer simultanen Schätzung der Übergangsraten zur Kindgeburt, Erwerbseinstiege und Erwerbsunterbrechung unter Berücksichtigung gemeinsamer latenter Heterogenität belegten ebenfalls eine signifikante wechselseitige Beziehung zwischen Erwerbsbeteiligung und Kindgeburt.

zwischen Ost- und Westdeutschland nachgehen (Huinink/Konietzka 2003; Konietzka/Kreyenfeld 2005). Die bedeutend höhere Neigung zur nichtehelichen Elternschaft in Ostdeutschland im Vergleich zum Westen konnte damit bislang allerdings noch nicht befriedigend erklärt werden.

Neuere Untersuchungen zur Familienentwicklung haben auch die regionalen Unterschiede der Heirats- und Geburtenhäufigkeit wieder in den Blick genommen (Hank 2002, 2003, 2004). Das interessante Ergebnis der Analysen von Hank ist, dass regionale Differenzen in der Familiengründung sich statistisch durch ein regional unterschiedliches Heiratsverhalten ‚erklären‘ lassen. Letzteres kann mit den von ihm einbezogenen strukturellen Merkmalen auf der Individual- und Regionalebene nicht erklärt werden. Das heißt, die genauen Ursachen sind nicht klar. Es kann allerdings vermutet werden, dass dieses Ergebnis auf die Relevanz kultureller Faktoren verweist, die offensichtlich immer noch eine große Rolle spielen. Wir haben es beispielsweise in Deutschland mit zwei unterschiedlichen und miteinander konkurrierenden Geschlechterkulturen zu tun, in denen sowohl die Erwerbsneigung und die reale Erwerbsbeteiligung von Frauen stark differieren, als auch die Einstellungen und die strukturellen Bedingungen zur elterlichen bzw. Fremdbetreuung der in der Familie vorhandenen Kinder. Familienleitbilder bestimmen das Erwerbsverhalten, wenn die Kinder geboren sind, nicht nur ökonomische Interessen oder Anreize.¹³

Die quantitative mikroanalytische Forschung zur Familienentwicklung, die das Forschungsfeld beherrscht, ist stark strukturbetont. Motivationale und andere psychosoziale Erklärungsfaktoren spielen nur eine untergeordnete Rolle (Stöbel-Richter 2000). Die Kinderwunschforschung und die analytische Ausleuchtung der Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit in der Familienentwicklung kommen über einen deskriptiven Auswertungstatus kaum hinaus. Die Gründe für die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit der Elternschaft mögen zwar im Einzelfall plausibel zu machen sein. Systematisch sind sie aber noch nicht hinreichend erforscht. Dafür gibt es in erster Linie drei Gründe. Zum einen ist die Theoriebildung innerhalb der soziologischen Familienentwicklungsforschung stark auf strukturelle Erklärungsfaktoren ausgerichtet. Zum zweiten sind die subjektiven Prozesse nur schwierig zu modellieren. Zum dritten erlaubt die derzeitige Datenlage deren Modellierung nicht, sei es, weil auf Retrospektivdaten zurückgegriffen werden muss, sei es, weil die verfügbaren Paneldaten kaum psychosoziale Bestimmungsfaktoren der Familienentwicklung im Lebensverlauf bereitstellen. Wenige Studien haben dazu bislang adäquate Ansätze und Daten geliefert: die Studie „Familienentwicklung in NRW“ (Kaufmann et al. 1989) und die Studie zu „Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch“ (Schneewind/Vascovics et al. 1992; Schneewind 1997).

13 Im Zusammenhang damit ist zu wenig erforscht, wie in den verschiedenen Regionen der Bundesrepublik familienunterstützende Dienstleistungen (etwa ganztägige Kinderbetreuung in Krippen und Kindergärten) und Transfers angenommen werden. In Westdeutschland ist nicht nur ein im europäischen Vergleich schlecht ausgebautes Kinderbetreuungssystem vorhanden, es gibt auch eine starke Präferenz für die elterliche (meist mütterliche) Betreuung des Kindes in den ersten Lebensjahren. In Ostdeutschland finden wir ein nach wie vor gut ausgebautes und auf Ganztagsbetreuung ausgerichtetes System, aber auch positive Einstellungen zu relativ frühzeitiger Fremdbetreuung.

Andere Ausnahmen bilden Arbeiten von Lesthaeghe und Mitarbeitern (Lesthaeghe/Moors 2000) und die VOC-Forschung (Nauck 2001).

Dieser Umstand hat verschiedene Konsequenzen. Die Frage nach den Bestimmungsgründen des *Timing* der Familiengründung, der möglichen Aufgabe des Wunsches nach Kindern und der ungewollten Kinderlosigkeit kann ohne eine adäquate Abbildung der subjektiven Dimension nicht hinreichend beantwortet werden. Die schwierigen und zum Teil dilemma-behafteten Abwägungsprozesse, die junge Paare bei ihrer Lebensplanung zwischen Familie und Marktpartizipation, angesichts mehr oder weniger stabiler Zukunftsperspektiven und Lebensrisiken sowie steigender Ansprüche an die eigene Elternschaft vollziehen müssen, sind nur wenig verstanden. So führt denn auch innerhalb der Soziologie die Forschung zu ungewollter Kinderlosigkeit, im Anschluss daran zu reproduktiver Gesundheit und zum Einsatz reproduktiver Techniken ein Schattendasein (Beck-Gernsheim 1991; Onnen-Isemann 1999). In Anbetracht der Tatsache, dass Menschen eine Familiengründung in immer höherem Alter planen, wird sich hier aber ein enormer Forschungsbedarf ergeben. Ein neues Forschungsgebiet eröffnet sich auch im Hinblick auf die sozialen Folgen einer zunehmenden Bedeutung der Humangenetik und Reproduktionsmedizin und ihrer diagnostischen Möglichkeiten (vgl. Fegert 2002).

Sowohl die Forschung *zur Auflösung* als auch zum *Scheitern von Beziehungen und Familienhaushalten sowie der zugrunde liegenden Motivstrukturen* hat einen starken Aufschwung erfahren und von der lebenslaufanalytischen Wende profitiert. Seit den 1980er Jahren sind zahlreiche Studien zum Auszug der Kinder aus dem Elternhaus veröffentlicht worden (Konietzka/Huinink 2003). Bezogen auf die Trennungs- und Scheidungsforschung haben Studien aus der Berliner Lebensverlaufsstudie (Wagner 1997) und die groß angelegte Mannheimer Scheidungsstudie der 1990er Jahre wichtige Impulse gegeben (Klein/Kopp 1999). Man ist sich weitgehend über die wichtigen Faktoren der (In-)Stabilität von Ehen (und Beziehungen) einig: Dazu gehören die so genannte Scheidungstransmission, die Bedeutung der Bildungshomogamie, ähnlicher Lebensstile und politischer Einstellungen, die Religiosität, das beziehungspezifische Kapital, wie Kinder oder gemeinsames Eigentum, die Erwerbstätigkeit der Partner oder das Leben in Großstädten (Wagner 1997; Klein/Kopp 1999; Diefenbach 2000; Engelhart 2002; Esser 2002; Hartmann 2003). Das „Paradox“ der scheidungsfördernden „Wirkung“ vorehelichen Zusammenlebens ist gelöst und erweist sich als Ergebnis eines Selbstselektionseffekts. Dieser ist durch eine vermutlich größere traditionelle Orientierung von Personen bedingt, die – ohne nichtehelich zusammengelebt zu haben – heiraten (Brüderl/Diekmann/Engelhardt 1997). Eine Lehre der bisherigen sozialwissenschaftlichen Scheidungsforschung ist, wie in vielen anderen Forschungsfeldern auch, dass man ohne prospektiv erhobene zeitbezogene Daten der Dynamik des Trennungs- und Scheidungsprozesses nicht beikommen kann.

3.4.2 Auswirkungen von Familienverlauf und Familienalltag auf den Lebenslauf der Familienmitglieder

Auf einige Aspekte zu Auswirkungen von Familienentwicklung für die Lebensläufe von Erwachsenen bin ich schon eingegangen, da sie in der Regel Teil eines Wech-

selwirkungsprozesses sind. So wurde zum Beispiel die Frage angeschnitten, wie sich die Familienentwicklung auf die Erwerbsverläufe von Frauen und Männern auswirkt. Ein anderer Bereich bezieht sich auf die Folgen deprivierter und privilegierter individueller Lebenslagen und die Effekte der Familienform auf die innerfamilialen Beziehungen und darüber auf die Entwicklung der Kinder. Ich will an dieser Stelle daher nur noch kurz auf die Folgen einer Trennung von Eltern für die materielle und psychosoziale Lage der betroffenen Kinder und Erwachsenen eingehen. Die soziologische Forschung hat sich hier vor allem mit wirtschaftlichen Folgen von Scheidungen und deren Auswirkungen auf die Bildungserfolge von Scheidungskindern beschäftigt. Es ist belegt, dass Scheidungen häufig mit Verschlechterungen der materiellen Situation der Betroffenen einhergehen (Andreß et al. 2003; Napp-Peters 1995). Das gilt vor allem für die Mütter mit den meist bei ihnen verbleibenden Kindern. Die wirtschaftliche Notlage hat negative Konsequenzen für die Entwicklungsbedingungen, das Wohlbefinden und den Bildungserfolg der Kinder. Umstritten ist die allerdings, wie stark die Auswirkungen der Scheidung und der sich verändernden Familienform selbst auf die Entwicklung der Kinder ist (Walper/Schwarz 1999). Soziologische Studien gibt es dazu nicht viele. Sie zeigen, wenn man Aspekte der wirtschaftlichen Situation und den sozialstrukturellen Hintergrund der Eltern statistisch kontrolliert, keine negativen systematischen Effekte (Droonkers 1999). Ähnlich angelegte familienpsychologische Studien bestätigen den Befund nicht existenter direkter Trennungseffekte (vgl. Walper 2001). Vor allem dann ist von negativen Effekten auszugehen, wenn der Scheidungsprozess selbst hoch konfliktiv war oder ein längerer Prozess familieninterner Konflikte voranging (Hetherington/Kelly 2002). Daneben gibt es in der Familienpsychologie aber auch langfristig angelegte Studien, welche die These bedeutsamer Entwicklungsstörungen der Kinder im weiteren Lebenslauf zu stützen scheinen (Wallerstein/Lewis/Blakeslee 2002). Die unübersichtliche Befundlage zeigt, dass die entwicklungsbezogenen Auswirkungen prekärer Familienereignisse von zahlreichen Begleitumständen abhängen, die deren Folgen moderieren oder katalysieren.

3.5 International vergleichende Familienforschung

Die international vergleichende Familienforschung hat in fast allen Forschungsfeldern einen ungemeinen Aufschwung erlebt.¹⁴ Sie ist für die Analyse des Zusammenhangs von Bildung, Erwerbsbeteiligung und Familienentwicklung von sehr großer Bedeutung gewesen und hat dazu einen guten Einblick in die Bedeutung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen gegeben (Brewster/Rindfuss 2000). Die eher demographisch dominierte internationale Forschung des Wandels der Familie steht zum großen Teil im Zeichen des Konzepts des „Zweiten Demographischen Über-

14 Die Forschung zu Familienformen, zur Sozialstruktur von Familien und zur Familienentwicklung im Lebensverlauf kann mittlerweile auf eine große Zahl von vergleichbaren Daten in verschiedenen Ländern und auf die schon genannten europaweiten Survey-Programme zurückgreifen. Sie hat eine Flut von Publikationen hervorgebracht (Klijzing/Corijn 2005; Lesthaeghe/Moors 2000; Dorbritz/Fux 1999; Blossfeld 1995).

gangs“. Es geht davon aus, dass die entwickelten Industrienationen sich in einem relativ ähnlich verlaufenden Prozess der Abkehr von dem traditionellen Regime der Familienentwicklung befinden, der von einem Wandel hin zu postmaterialistischen Wertorientierungen begleitet wird (van de Kaa 1987; Lesthaeghe 1993). Damit geht einher, dass – auch im Fall einer Elternschaft – weniger geheiratet wird, dass Familien später im Lebenslauf gegründet werden und weniger Kinder geboren werden, dass Paarbeziehungen instabiler werden und dass sich die Geschlechtsrollen angleichen. Verschiedene Länder sind unterschiedlich weit fortgeschritten, aber letztendlich werden alle davon erfasst. Dieser Ansatz mag als grobes Orientierungsschema hilfreich sein, spiegelt aber die internationale Realität nur unzureichend wider.

Die kulturvergleichende Forschung ist im Unterschied zu den zuvor genannten Bereichen allerdings weniger stark entwickelt, wenngleich es dazu wichtige Arbeiten gibt (Nauck/Schönplflug 1997). Als einer von wenigen hat der Mitbegründer des Ansatzes des „Zweiten Demographischen Übergangs“, Ron Lesthaeghe, die Bedeutung des Wertewandels in fortgeschrittenen Industrieländern hervorgehoben und in empirischen Analysen auch nachweisen können (Lesthaeghe 2002). Mit Hilfe des *European Value Survey* zeigt er mit seinem Mitarbeiter Johan Surkyn, dass man eindeutige Korrespondenzen zwischen Wertorientierungen und Lebensformen identifizieren kann, auch wenn man wichtige strukturelle Merkmale kontrolliert. Das Spektrum reicht in allen untersuchten Ländern von den kinderlos Zusammenlebenden, die am prägnantesten eine non-konformistische Haltung haben, bis zu denen, die ohne vorheriges Zusammenleben geheiratet und Kinder bekommen haben, am anderen Ende der Skala (Surkyn/Lesthaeghe 2004). Das Werteprofil entspricht nach den Autoren dem Stand des demographischen Wandels der Familienentwicklung in den Ländern.

Einen anderen kulturvergleichenden Zugang, der auf eine lange Forschungstradition zurückblicken kann, wählen die Vertreter der ‚*value of children*‘-Forschung (Trommsdorff/Nauck 2005). Sie können nachweisen, dass gesellschaftliche Entwicklung, Familienentwicklung und eine spezifische Ausprägung der Wertschätzung verschiedener Vorteilsdimensionen von Elternschaft (materiell vs. sozial-normativ vs. emotional) in einem engen Wechselverhältnis zueinander stehen. Des Weiteren gibt es auch aufschlussreiche kulturvergleichende Analysen zum Geschlechterverhältnis und dessen Wandel (Pfau-Effinger 2000). Sie zeigen in eindringlicher Weise die Pfadabhängigkeit dieser Entwicklung und belegt die große Bedeutung dieser Art von Forschung.

Die international vergleichende Familienpolitikforschung hat sich gut entwickelt (Gauthier 1998; Kaufmann et al. 1997; Kaufmann et al. 2002; Schulze 2000). Sie scheint mir allerdings zu sehr in einem geschichts- und kulturfreien Analysekontext abgehandelt zu werden. Der Versuch einer systematischen Analyse der Typik des Zusammenhangs wohlfahrtstaatlicher Intervention und Familienentwicklung, die in zahlreichen Veröffentlichungen mit unterschiedlichen Klassifikationsschemata untersucht wird, führt dabei sicherlich weiter (Esping-Andersen 1999; Künzler/Schulze/van Hekken 1999). Sie zeigt auf, dass wir es im Bereich der Ausbildung von Strukturen der Familienentwicklung mit pfadabhängigen Prozessen zu tun haben, die tief im institutionellen Erbe von Gesellschaften verankert sind.

Themen zu innerfamiliären Beziehungsprozessen sind gegenüber der Forschung zu den familiendemographischen und familienpolitischen Themen weitgehend ver-

nachlässigt worden. Dazu gehören am ehesten Studien, die sich mit den Konsequenzen des sich wandelnden Geschlechterverhältnisses beschäftigen (Blossfeld/Drobnič 2002; Künzler 1995; Künzler 2002). Die international vergleichende Forschung zu Intergenerationenbeziehungen dürfte mit dem *SHARE*-Programm starken Aufwind erfahren (Attias-Donfut/Ogg/Wolff 2005). Bislang ist aber hier die Forschungslandschaft nur sehr schwach besetzt (Nave-Herz 2002a).

4 Zusammenfassende Würdigung

Ich hebe zusammenfassend einige markante Aspekte hervor, welche die bisherigen Forschungsleistungen und den spezifischen Forschungsbedarf in der Zukunft deutlich machen.

Der Wandel der Familienformen und -verläufe ist demographisch und sozialstrukturell gut beschrieben. Doch bleiben an zentralen Stellen der demographischen Beschreibung der Familiendynamik weiße Flecken. Die Soziologie zu nicht-traditionellen Familienformen ist über einen deskriptiven Status noch wenig hinausgewachsen. Die umfassendere Analyse der *Wechselwirkung von Familienentwicklung und sozialer Ungleichheit* ist auf wenige klassische Dimensionen sozialer Ungleichheit begrenzt geblieben. Kumulationseffekte sozialer Ungleichheit sind nicht hinreichend erforscht. Der geschlechtsbezogene Bias der Familienforschung ist erkannt. Die Männer werden zunehmend Gegenstand familiensoziologischer Untersuchungen, diese sind aber noch weitgehend marginal.

Kulturelle und institutionelle Aspekte des Wandels der Familie sind systematisch unterbelichtet und scheinen mir bislang nicht tiefgreifend genug verstanden. Das mag an der theoretischen Dominanz von Differenzierungstheorien und demografischen Modellen gelegen haben, die für eine Beschreibung des familialen Wandels sehr hilfreich und instruktiv, für die Erklärung dieses Wandels aber weniger aufschlussreich waren. Die *Wechselbeziehungen zwischen Familie und gesellschaftlichen Teilsystemen* bzw. deren Repräsentanten sind auf bestimmte Bereiche verengt (Familie und Arbeitsmarkt) untersucht worden. Die familiensoziologische Forschung hat daher nur partiell einen profunden Stand im Hinblick auf familienpolitische Implikationen der aktuellen Entwicklung erreicht.

Den Forschungsstand zu *familieninternen Prozessen und Eltern-Kind-Beziehungen* kann man aus soziologischer Sicht nur als absolut unzureichend bezeichnen. Es konnten in diesem Zusammenhang eine Vielzahl von Themen genannt werden, zu denen die soziologische Familienforschung nur wenig beizutragen hat. Eine Ausnahme bilden die Untersuchungen zur *paar- und familieninternen Arbeitsteilung* im Haushalt. *Intergenerationale Beziehungen* sind während der letzten Jahre intensiver erforscht worden. Die Forschung hat das (sozial)strukturelle Wissen darum enorm vergrößert. So konnte sie die Thesen vom drohenden Zerfall von Familie und Intergenerationensolidarität nachhaltig widerlegen.

Die *akteursbezogene Analyse familialer Entwicklungsprozesse* hat große Fortschritte gemacht. Mit ihren komplexen Modellen wird sie mehr und mehr dem Zu-

sammenhangsgeflecht von Entwicklungsdimensionen und -ebenen gerecht, dem wir uns bei der Analyse der Familienentwicklung gegenübersehen. Sie kann sowohl die vertikale Mehrebenen- als auch die horizontale Lebensbereichsinterdependenz abbilden und die zeitliche Kontingenz der Prozesse berücksichtigen. Wesentliche mikro- und makrostrukturelle Ursachen des Wandels der Familie als Institution und als Teil individueller Lebensläufe sind identifiziert und in ihrer Wirkung beschrieben. Das Gleiche gilt für die Auflösung von Ehen und Familien. Die empirische Modellierung ist aber (sozial)strukturlastig. Somit ist die Ursachenforschung noch recht grob angelegt. Eine differenziertere, theoretisch besser angeleitete Beobachtung von familienbezogenen Entscheidungs- und Verhaltsverläufen in quantitativer und qualitativer Hinsicht steht daher noch aus.

Die *vergleichende Familienforschung* hat einen beachtlichen Stand erreicht. Das gilt im internationalen Maßstab mehr als im interregionalen Vergleich, wenn man vom Ost-West-Vergleich einmal absieht, zu dem es schon eine große Zahl von Studien gibt.

Unter *methodischen Gesichtspunkten* lassen sich folgende Schlussfolgerungen ergänzen: Die Längsschnittorientierung hat sich in der Familienforschung in allen Bereichen durchgesetzt. Sie kann Familienverläufe und deren Interdependenz mit anderen Bereichen des Lebensverlaufs sowie die sich wandelnden strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen quantitativ und in Ansätzen qualitativ modellieren (Blossfeld/Huinink 2002; Huinink 1995; Kühn 2004; Schneewind et al. 1996). Die Möglichkeiten der Längsschnittanalyse von Familienverläufen und familieninternen Prozessen sind gleichzeitig noch begrenzt. Die Datenlage ist sowohl in Bezug auf die längsschnittliche Familienberichterstattung als auch bezogen auf die erklärende Analyse familialer Prozesse unzureichend. Die vorhandenen Instrumente sind nicht ausreichend und die verfügbaren Fallzahlen sind angesichts der Tatsache, dass häufig relativ seltene Ereignisse untersucht werden, zu klein (vgl. Kopp 1997). Es gibt auch wenig ausgearbeitete Konzepte einer längsschnittlichen und theoriegeleiteten, qualitativ angelegten „Tiefenforschung“, die eine gehaltvolle Erweiterung des Programms einer differenzierten Analyse der Familienentwicklung unterstützen würden.

Insbesondere die prospektive Forschung ist in den Bereichen zu wenig ausgebaut, wo sie besonders dringend gebraucht wird.

5 Herausforderungen und Aufgaben der soziologischen Familienforschung

In seinem Beitrag zu einem von Michael Klein herausgegeben Band mit Beiträgen zu einer Veranstaltung der Familiensektion der DGS und der René-König-Gesellschaft stellt Uwe Schmidt verschiedene Phasen der deutschen Familiensoziologie in der Nachkriegszeit vor (Schmidt 2006). Einer Konstituierungsphase, in der das Verhältnis von Gesellschaft und Familie konzeptuell und empirisch besonders im Vordergrund steht, folgen laut Schmidt während der „Hochzeit“ der bürgerlichen Familie in der Bundesrepublik Phasen der Stagnation, Restauration und der Latenz,

in denen die Vehemenz der Familiensoziologie der ersten Nachkriegsjahre erlahmt, das strukturfunktionalistisch unterfütterte Modell der Normalfamilie dominiert, aber wenig Impulse zu liefern scheint. In den 1970er Jahren findet die Familiensoziologie als neues dominantes, die gesamte Forschungslandschaft prägendes Thema die (schichtspezifische) Sozialisationsforschung, die sich aber als zu einfach angelegt erweist. Auch die sozialökologische Wende kann nicht verhindern, dass die Sozialisationsforschung in der Familiensoziologie ihre herausragende Stellung verliert. Diese wird nach Schmidt ab Mitte der 1980er Jahre von der Lebensformenforschung übernommen. Er bringt diesen Umstand mit dem Aufkommen der Individualisierungstheorie zusammen. Meine Wahrnehmung ist, dass dieses mindestens nur die halbe Wahrheit ist. Entscheidender war aus meiner Sicht, dass sich nach der Bereitstellung der entsprechenden methodischen Instrumentarien und nach der Ablösung des gerade erst entwickelten, aber zu starren und zu makroanalytischen Konzepts der Kohortenanalyse durch die Lebensverlaufanalyse eine neue Forschungspraxis durchsetzen konnte, die auf die Analyse standardisierter Verlaufsdaten ausgerichtet war. Die Familiensoziologie hat damit auch zu einer Reformierung der familienbezogenen Demografie beigetragen. Für die Zeit seit Mitte der 1990er Jahre konstatierte Schmid einen „impliziten Methodenstreit“ zwischen quantitativer und qualitativer Forschung, erneute Gegenstandssuche sowie einen selbstverschuldeten Bedeutungsverlust der Familiensoziologie. Die ersten beiden Punkte mag man unterschiedlich sehen, letzterem ist – leider muss man sagen – zustimmen. Schmidt resümiert: „Es ließe sich bezüglich des familiensoziologischen Themenkanons von einer zweiten Phase der Latenz sprechen, wenn sie nicht mit Blick auf die Entwicklung in den vergangenen Jahren, die an vielen Stellen durch einen Abbau primär familiensoziologisch ausgerichteter Forschungsschwerpunkte an deutschen Hochschulen geprägt ist, einherginge mit einem zunehmenden institutionellen Bedeutungsverlust“ (Schmidt 2004: 30). Uwe Schmidt führt als Gründe eine mangelnde Integration der Forschungsergebnisse, eine unzureichende theoretische und methodische Reflexion und ein fehlendes Selbstbewusstsein bezüglich der Festlegung eines genuinen Gegenstandsbereichs der Familiensoziologie an. Laufen der Soziologie andere Disziplinen in der Familienforschung den Rang ab? In den zur Zeit dominanten Forschungsfeldern der Familiensoziologie (makro- und mikrostrukturelle Analysen) steht sie in direkter Konkurrenz mit der Familiendemographie und der Ökonomie, die beanspruchen, das mittlerweile genauso gut zu können. Im Bezug auf die familiäre Beziehungsebene hat sie den verschiedenen Fächern der Psychologie und Pädagogik das Feld überlassen. Wo ist da noch der genuine Ort der Familiensoziologie?

Es ist an der Zeit, die Position der Familiensoziologie zu reflektieren und sie möglicherweise neu aufzustellen, wie es heute so schön heißt. Ich will dazu thesenhaft in vier plus zwei Punkten einige konkretere Überlegungen formulieren.

1. Kulturelle und soziale Determinanten der Familienentwicklung: Die heute stark auf strukturelle Faktoren abziehende Familienforschung hinterlässt Erklärungslücken, die eine stärkere Integration der kulturellen Dimension und subjektiver Determinanten familialer Entwicklung in die Analyse erfordern.

Die eigene Erfahrung mit Defiziten einer rein strukturell angelegten Familiensoziologie, einfache Ost-West-Unterschiede im Familienverhalten zu erklären, hat

mich zu dieser Überzeugung kommen lassen. Ähnliches lässt sich für die Erklärung der Dynamik des Wandels der Familie allgemein sagen. Auf der gesellschaftlichen Ebene geht es um eine stärkere Berücksichtigung kultureller und institutioneller Faktoren. Auf der Ebene der sozialen Kontexte bedarf es einer stärkeren Berücksichtigung sozialer Einflussprozesse und der dahinterstehenden Interaktionszusammenhänge. Bezogen auf die individuelle Ebene geht es um eine stärkere Berücksichtigung subjektiver Faktoren individueller Entscheidungsprozesse und ihrer Rahmung. Diese Zielsetzung familiensoziologischer Forschung verlangt ein geeignetes konzeptuelles Instrumentarium, das durch moderne mehrebenenanalytisch angelegte Handlungstheorien geboten wird. Bernhard Nauck und Ute Schönplflug etwa haben dazu in ihrer Einführung zu einem Sammelband über „Familie in verschiedenen Kulturen“ einen Vorschlag unterbreitet (Nauck/Schönplflug 1997). Sie postulieren ein mehrebenenanalytisches Forschungsprogramm, in dem eine handlungstheoretisch begründete Mikroanalyse mit dem Studium gesellschaftlicher Rahmenbedingungen verknüpft wird, das sozialräumliche Kontexte, soziale Beziehungsstrukturen und die institutionelle Struktur einer Gesellschaft mit ihren relevanten Facetten besser erfasst (vgl. Bertram 2004).

Diese Forderung bezogen auf eine Justierung der Familiensoziologie zieht drei methodisch-konzeptionelle Konsequenzen nach sich:

2. *Innovation der familiensoziologischen Empirie:* Mit dem gegebenen methodischen Instrumentarium wird der Wandel beobachtet und fortgeschrieben. Eine lebenslauf- und handlungstheoretische Orientierung der empirischen Familiensoziologie eröffnet aber Möglichkeiten für die zukünftige Forschung, die bisher nicht adäquat ausgeschöpft werden können. Es fehlt vielfach das methodische Instrumentarium und es fehlen die Daten, sie umzusetzen. Dieses Defizit kann nur beseitigt werden, wenn eine Innovation des methodischen Instrumentariums der Familienforschung herbeigeführt wird. Mit dem Querschnittsdesign früherer Studien oder Panelstudien, deren Wellen weit auseinander liegen, kann dem theoretischen Anspruch der erklärenden Familienforschung nicht mehr genüge getan werden. Es ist präziser und zeitnaher zu erforschen, wie sich der Beziehungs- und Familienverlauf und die anderen Dimensionen des Lebens(laufs) von Menschen verbinden und im Rahmen der individuellen Wohlfahrtsproduktion in Wechselwirkung miteinander stehen. Wir erkennen, dass wir gerade in der Familienforschung, wiewohl in der Erforschung des Privaten generell, gar nicht „nahe genug“ an die Menschen herankommen können, um einen Handlungsbereich erfolgreich untersuchen zu können, in dem (vermeintlich oder nicht) die Handlungsfreiheit noch relativ groß und strukturelle Restriktionen des Handelns weniger ausschließen als in anderen Lebensbereichen. So ist zum Beispiel darüber nachzudenken, ob es sich noch als sinnvoll erweist, zeitlich starr angelegten Erhebungsdesigns zu folgen. Alternativ könnte man auch flexiblere Erhebungsstrategien erproben, die näher an den Ereignissen und an den Entscheidungsprozessen der Individuen sind und anlassbegründet die Daten erheben. Das geplante Beziehungs- und Familienpanel das zurzeit im Rahmen eines DFG-Schwerpunktprogramms vorbereitet wird, soll im Hinblick auf die diagnostizierten Defizite Abhilfe schaffen. Ob es gelingt, wird zu sehen sein.

3. *Interdisziplinäre Öffnung der empirischen Familiensoziologie*: Geboten ist die Entwicklung hin zu einer Familienforschung, die zu einem umfassenderen Verständnis von Familie gelangt, als es eine Familiensoziologie allein könnte. Die wissenschaftliche Forschung zur Familie wird der Komplexität ihres Untersuchungsgegenstandes nur gerecht, wenn sie disziplinenübergreifend angelegt ist. Disziplinen wie die Biologie/Genetik, Demographie, Geschichtswissenschaft, Ökonomie, Pädagogik, Philosophie, Politologie, Psychologie, Rechtswissenschaft u. a. sind hier zu nennen. Die Trennung nach disziplinär zugeordneten Forschungsfragen führt zu einer Ineffizienz und Redundanz von Forschung, die wegen der verbreiteten, auch der gezielten Abgrenzung dienenden Eigenart der Begriffs- und Theoriepflege auch noch kaum wahrgenommen wird. Zum anderen trägt sie zu einer Einengung von Forschungsprogrammen bei, die dem Forschungsgegenstand nicht angemessen ist. Es ergibt zum Beispiel keinen Sinn, eine differenzierte dynamische Modellierung von individuellen Entscheidungsprozessen sowie paarbezogenen und innerfamilialen Entwicklungsverläufen allein aus soziologischer Perspektive oder allein aus psychologischer Perspektive zu untersuchen.¹⁵ Wie in der sozialwissenschaftlichen Forschung allgemein, so ist auch in der Familienforschung eine zu geringe Durchlässigkeit und Kompatibilität der disziplinären Ansätze zu beklagen, die integrierte Forschung ermöglichen könnte. Versuche dazu hat es gegeben, wie etwa das Bamberger Ehepaar-Panel, in dem die soziologische und psychologische Forschung nach meinem Eindruck allerdings relativ stark nebeneinander stehen blieben.

Das Gebot zur Interdisziplinarität bezieht mit ein, dass die Familiensoziologie mit zahlreichen speziellen Soziologien und der Allgemeinen Soziologie verknüpft sein muss. Man kann zur Ausdifferenzierung der Soziologie in verschiedene Teildisziplinen stehen wie man will. Dem Votum zu folgen, die Familiensoziologie mit einer Soziologie der Lebensformen zu identifizieren (Richter 2000), würde dem Forschungsgegenstand nicht gerecht. Ein zentraler Bestandteil einer Soziologie der Lebensformen ist sie aber allemal.

4. *International vergleichende Forschung*: Schließlich kann dem Postulat einer kulturell und strukturell gleichgewichtig ausgerichteten Familienforschung nicht Genüge geleistet werden, wenn die international vergleichende Forschung nicht obligatorisch wird. In der europäischen Familiendemographie droht sich allerdings das Deskriptions-, „Paradigma“ des „zweiten demographischen Übergangs“ zu verfestigen. Eine ertragreiche international vergleichende Familienforschung ist damit zu erreichen. Diese dürfte eher in qualitativen Vergleichen im Rahmen von *Small-Cases-Designs* zu realisieren sein als mit linearen Modellen, in denen Makroparameter einer Vielzahl von Ländern zueinander in Beziehung gesetzt werden. In diesem Sinne erweist sich der „Ost-West-Vergleich“ in Deutschland empirisch als überaus ertragreich und instruktiv und er gibt uns bis heute einige Rätsel auf.

Bezogen auf die inhaltlichen Schwerpunkte möchte ich zwei Plädoyers anschließen:

15 Mir hat dieses schon in Bezug auf die Entscheidungstheorien nie eingeleuchtet. Hier liegen, wie etwa das voluminöse Werk von Heckhausen (Heckhausen/Heckhausen 2005) zeigt, zahlreiche Vorschläge der Modellierung vor, die bislang kaum von der Soziologie wahrgenommen worden sind.

5. *Leistungen und zur Leistungsfähigkeit der Familie*: Zu einer vorausschauenden Soziologie gehört, sich wieder intensiver mit der Frage der Leistungsfähigkeit der Familie und den Voraussetzungen ihrer Leistungsfähigkeit auseinanderzusetzen. Ohne in den Verdacht geraten zu wollen, dem Ende der Familie als veraltete und nicht leistungsfähige Form intimen Zusammenlebens und Rahmen kindlicher Sozialisation das Wort zu reden, wird man in der Soziologie eine kritische Familienforschung beleben müssen, die systematisch die Leistungsfähigkeit der heutigen Familie unter den gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf den Prüfstand stellt. Diese Frage nach der Leistungsfähigkeit ist immer damit verbunden, zu fragen: Welches sind die Voraussetzungen dafür, dass Familien – in welcher Form auch immer – ihre Leistungsfähigkeit erhalten?

Und um das klar zu machen: Ich verstehe unter Leistungsfähigkeit der Familie nicht, wie viele Kinder die Familie zum Erhalt der Bevölkerung beiträgt.¹⁶ Gehen wir daher das Problem aus einer anderen Perspektive an! In der Soziologie werden die „Kosten“ von Kinderlosigkeit (Opportunitätskosten der Konzentration auf nicht-familiale Tätigkeitsfelder) nicht hinreichend thematisiert. Was ist der Wert von Familie(nbeziehungen) für die Individuen und für die Gesellschaft? Wie kann man die Familie und Elternschaft davor bewahren, zu einem Luxusgut zu werden, weil sie als befriedigende soziale Beziehung nur dann verwirklicht werden kann, wenn man über hinreichend materielle Ressourcen verfügt und weil andernfalls pathologische Beziehungen, Verarmung oder Exklusion drohen?

In besonderer Weise begründet dieses Plädoyer eine Verstärkung der Forschung zu den ausländischen Familien in Deutschland. Die ausländische Familie erscheint uns in vielerlei Hinsicht noch wie eine „*black box*“. In der derzeitigen Diskussion um Integration und Gewalt in der Schule lässt den Aspekt der Familie fast vollständig außen vor. Die Ignoranz grundlegender Prinzipien und Erkenntnisse der Familiensoziologie und Sozialisationsforschung gegenüber ist frappierend. Der Bezug zu dem Plädoyer einer Forschung, die den Kulturbezug stärker macht, liegt auf der Hand.

6. *Zukunft der Familie*: Trotz des beträchtlichen Forschungsstandes und der Gewissheit, dass die Familie nicht stirbt, stehen wir im Hinblick auf sichere Prognosen zur

¹⁶ Ich verstehe darunter auch nicht, mit dem Schreckgespenst einer schrumpfenden Bevölkerung im Gepäck auf Vorstellungen überzugehen, die der Quantität des Kinderoutputs von Familien gefährlich viel Raum zubilligen. Dazu müssen wir eine Auseinandersetzung in der Familiensoziologie führen. Ich kann meine Position hier schon kundtun: Widerstehen wir dem Versuch, dem politischen Trend der Diskussion um Kinderzahlen zu folgen. Eine darauf ausgerichtete Familien- und Bevölkerungspolitik führt meines Erachtens schon aus theoretischen Gründen in die Irre und trägt dazu bei, die Systemlogik ein weiteres Stück in die Lebenswelt der Menschen einzupflanzen, sie zu kolonialisieren im wahrsten historischen Sinne des Wortes. Ich würde nicht auf die offen und latent pronatalistischen Argumente umschwenken, die nur allzu schnell Familie als instrumentelles Funktionselement gesellschaftlicher Reproduktion erscheinen lassen. Das würde den eigentlichen Gehalt familialer Beziehungen unterminieren. Familien gründet man nicht für den Staat und die Gesellschaft und wenn, dann wäre das problematisch. Familien vermitteln und sichern die Sozialität der Menschen. Dazu müssen sie in der Lage sein und das gilt es zu sichern.

Zukunft der Familie und ihrer zukünftigen Struktur nicht besonders gut da. Die Vorstellung, dass es stabile Familienformen gebe, die nicht dem traditionellen bürgerlichen Familienbild entsprechen, scheint für viele noch so abwegig zu sein, dass die Phantasie in Bezug auf Szenarien zukünftiger Entwicklungen erlahmt. Stattdessen überlassen wird das Feld den Trendforschern, die theorielos, aber publikumswirksam ihre Ideen vermarkten (Rust 2006). Wir brauchen ein empirisch gesättigtes (post)modernes Paradigma der Familiensoziologie, das den auch in der Familiensoziologie selbst allzu einfach vorgetragenen Trendhypothesen entgegen gestellt wird. Ich schlage eine gemeinsame Initiative vor, um ein koordiniertes Forschungsprogramm zu verabreden, das die Familiensoziologie in dieser Sache voran und öffentlich ins Gespräch bringt. Eine entsprechende Initiative könnte das von Schmidt eingeforderte integrative Moment der familiensoziologischen bzw. familienwissenschaftlichen Forschung neu stärken und der Familiensoziologie in der Deutschland eine Stimme geben.

Literatur

- Allmendinger, J./Ludwig-Mayerhofer, W./von Stebut, J./Wimbauer, C. (2001). Gemeinsam leben, getrennt wirtschaften? Chancen und Grenzen der Individualisierung in Partnerschaften. In: Beck, U./Bonß, W. (Hrsg.). *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 203-215.
- Andersson, G. (2000). The impact of labour-force participation on childbearing behaviour: Pro-cyclical fertility in Sweden during the 1980s and the 1990s. *European Journal of Population*, 16, p. 293-333.
- Andersson, G./Philipov, D. (2002). Life-table representations of family dynamics in Sweden, Hungary, and 14 other FFS countries. *Demographic Research* 7, Article 4.
- Andreß, H.-J. /Borgloh, B./Güllner, M./Wilking, K. (2003). Wenn aus Liebe rote Zahlen werden. Über die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Arránz Becker, O./Rüßmann, K./Hill, P. B. (2005). Wahrnehmung und Bewältigung von Konflikten und die Stabilität von Partnerschaften. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, S. 251-278.
- Attias-Donfut, C./Ogg, J./Wolff, F.-C. (2005). European patterns of intergenerational financial and time transfers. *European Journal of Aging*, 2, p. 161-173.
- Bade, K. J./Dietze-Papakyriakou, M./Homann-Nowotny, H.-J./Nauk, B./Schweitzer, R. (Hrsg.) (2000). Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation – Lebensalltag – Rechtliche Rahmenbedingungen. 3 Bände, Opladen: Leske + Budrich.
- Bagozzi, R. P./van Loo, M. F. (1988). An investigation of the relationship between work and family size decisions over time. *Multivariate Behavioral Research*, 23, p. 3-34.
- Beck-Gernsheim, E. (1991). *Technik, Markt und Moral – Über Reproduktionsmedizin und Gentechnologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1998). *Was kommt nach der Familie?* München: Beck.
- Becker, R. (2000). Klassenlage und Bildungsentscheidungen. Eine empirische Anwendung der Wert-Erwartungstheorie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52, S. 450-475.
- Becker, R./Lauterbach, W. (2002). Familie und Armut in Deutschland. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 159-182

- Bengtson, V. L. (2001). Beyond the nuclear family: The increasing importance of multi-generational bonds (The Burgess Award lecture). *Journal of Marriage and the Family*, 63, p. 1-16.
- Bengtson, V. L. et al. (2002). Solidarity, conflict, and ambivalence: Complementary or competing perspectives on intergenerational relationships? *Journal of Marriage and the Family*, 64, p. 568-576.
- Bertram, H. (2002). Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Eine Lebensform von Familien im 21. Jahrhundert. *Berliner Journal für Soziologie*, 12, S. 517-529.
- Bertram, H. (2004). Familie und Familienentwicklung im sozialhistorischen Kontext. Von differenzierungstheoretischen Interpretationen der Familienentwicklung zu sozialhistorischen Mehrebenenmodellen. In: Klein, M. (Hrsg.). *Themen und Konzepte in der Familiensoziologie der Nachkriegszeit*. Würzburg: Ergon, S. 49-68.
- Bien, W. (1996). *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Hartl, A./Teubner, M. (Hrsg.) (2003). *Stieffamilien in Deutschland: Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Marbach, J. (Hrsg.) (2005). *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Schneider, N. F. (Hrsg.) (1998). *Kind ja – Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Ratgeber, R. (2004). Familien in prekären Lebenslagen – zur politischen Relevanz der Untersuchungsergebnisse. In: Bien, W./Weidacher, A. (Hrsg.). *Leben neben der Wohlfahrtsgesellschaft*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS, S. 229-242.
- Blossfeld, H.-P. (Hrsg.) (1995). *The new role of women. Family formation in modern Europe*. Boulder: Westview Press.
- Blossfeld, H.-P./Drobnič, S. (Hrsg.) (2002). *Careers of couples in contemporary society. From male breadwinner to dual-earner families*. New York: Oxford University Press.
- Blossfeld, H.-P./Huinink, J. (1991). Human capital investments or norms of role transition? How women's schooling and career affect the process of family formation. *American Journal of Sociology*, 97, p. 143-168.
- Blossfeld, H.-P./Huinink, J. (2002). Lebensverlaufsforshung als sozialwissenschaftliche Forschungsperspektive. Themen, Konzepte, Methoden und Probleme. *BIOS*, 14, S. 5-31.
- Bochardt, A./Stöbel-Richter, Y. (2004). Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren – eine qualitative Studie. *Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 114*. Wiesbaden.
- Born, C./Krüger, H. (2001). *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. Weinheim/München: Juventa.
- Brüderl, J. (2004). Die Pluralisierung der partnerschaftlichen Familienformen in Westdeutschland und Europa. Aus *Politik und Zeitgeschichte*, B19/2004, S. 3-10.
- Brüderl, J./Diekmann, A./Engelhardt, H. (1997). Erhöht eine Probeehe das Scheidungsrisiko? Eine empirische Untersuchung mit dem Familiensurvey. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 49, S. 205-222.
- Brüderl, J./Klein, T. (1991). Bildung und Familiengründung: Institutionen- versus Niveaueffekt. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17, S. 323-335.
- Brüderl J./Klein, T. (2003). Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland, 1960–2000. In: Bien, W./Marbach, J. (Hrsg.). *Partnerschaft und Familiengründung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 189-217.
- Brewster, K. L./Rindfuss, R. R. (2000). Fertility and women's employment in industrialized nations. *Annual Review of Sociology*, 26, p. 271-296.

- Büchner, P./Koch, K. (2001). *Von der Grundschule in die Sekundarstufe. Der Übergang aus Kinder- und Elternsicht*. Opladen: Leske + Budrich.
- Budig, M. J. (2003). Are women's employment and fertility histories interdependent? An examination of causal order using event history analysis. *Social Science Research*, 32, p. 376-401.
- Burkart, G. (1997). *Lebensphasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück?* Opladen: Leske + Budrich.
- Busch, F. W./Nauck, B./Nave-Herz, R. (Hrsg.) (1999). *Forschungsfelder der Familienwissenschaft*. Würzburg: Ergon.
- Butterwegge, Ch. (Hrsg.) (2000). *Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Butterwegge, Ch./Kluntz, M. (Hrsg.) (2003). *Kinderarmut und Generationengerechtigkeit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Carrasco, R. (2001). Binary choice with binary endogenous regressors in panel data: Estimating the effect of fertility on female labor participation. *Journal of Business and Economic Statistics*, 19, p. 385-394.
- Cohen, P. N./MacCartney, D. (2004). Inequality and the family. In: Scott, J./Treas, J./Richard, M. (Hrsg.). *The Blackwell Companion to the sociology of families*. Oxford: Blackwell, p. 181-190.
- Conger, R. D./Elder, G. H. Jr. (Hrsg.) (1994). *Families in troubled times*. New York: Aldine de Gruyter.
- Diefenbach, H. (2000). *Intergenerationale Scheidungstransmission in Deutschland*. Würzburg: Ergon.
- Diekmann, A./Engelhardt, H. (1995). Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey. *Zeitschrift für Soziologie*, 24, S. 215-228.
- Diekmann, A./Weick, S. (1992). *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Dorau, R. (2004). Die zentralen Faktoren prekärer Lebenslagen. In: Bien, W./Weidacher, A. (Hrsg.). *Leben neben der Wohlfahrtsgesellschaft*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS, S. 149-161.
- Dorbritz, J./Fux, B. (1999). *Einstellungen zur Familienpolitik in Europa*. Opladen: Leske + Budrich.
- Dorbritz, J. (2004a). Demographische Trends und Hauptergebnisse der deutschen Population Policy Acceptance Study (PPAS). *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 29, S. 315-328.
- Dorbritz, J. (2004b). Demographisches Wissen, Einstellung zum demographischen Wandel und Ursachen des Geburtenrückgangs. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 29, S. 329-362.
- Dornseiff, J.-M./Sackmann, R. (2003). Familien-, Erwerbs- und Fertilitätsdynamiken in Ost- und Westdeutschland. In: Bien, W./Marbach, J. H. (Hrsg.). *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*. Opladen: Leske + Budrich, S. 309-348.
- Dronkers, J. (1999). The effects of parental conflicts and divorce on the well-being of pupils in Dutch secondary education. *European Sociological Review*, 15, p. 195-212.
- Eckard, J./Klein, T. (2006). *Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS.
- Engelhardt, H. (2002). *Zur Dynamik von Ehescheidungen*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Engelhardt, H./Kögel, T./Prskawetz, A. (2004). Fertility and female employment reconsidered: A macro-level time series analysis for developed countries. *Population Studies*, 58, p. 109-120.
- Engelhardt, H./Prskawetz, A. (2004). On the changing correlation between fertility and female employment over space and time. *European Journal of Population*, 20, p. 35-62.

- Engster, H./Menning, S. (2003). Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Esping-Andersen, G. (1999). *Social foundations of postindustrial economies*. Oxford: University Press.
- Esser, H. (2002). Ehekrisen: Das Re-Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. *Zeitschrift für Soziologie*, 31, S. 472-496.
- Festy, P./Prioux, F. (2002). *An evaluation of the fertility and family surveys project*. New York: Geneva.
- Frick, J. R./Schneider, T. (Hrsg.) (2004). *Biography and life history data in the German Socio-Economic Panel (Up to Wave T, 2003)*. Berlin: DIW.
- Gauthier, A. (1998). *The state and the family*. New York: Oxford University Press.
- Geulen, D. (2004). Ungelöste Probleme im sozialisationstheoretischen Diskurs. In: Geulen, D./Veith, H. (Hrsg.). *Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven*. Stuttgart: Lucius & Lucius, 3-20.
- Grundmann, M. (Hrsg.) (1999). *Konstruktivistische Sozialisationsforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Grundmann, M./Lüscher, K. (Hrsg.) (2000). *Sozialökologische Sozialisationsforschung*. Konstanz: UVK.
- Hank, K. (2002). Regional social contexts and individual fertility decisions: A multilevel analysis of first and second births in Western Germany. *European Journal of Population*, 18, p. 281-299.
- Hank, K. (2003). Eine Mehrebenenanalyse regionaler Einflüsse auf die Familiengründung westdeutscher Frauen in den Jahren 1984 bis 1999. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55, S. 79-98.
- Hank, K. (2004). Wo Mann sich traut – Heiratsentscheidungen westdeutscher Männer im räumlichen Kontext. *Soziale Welt*, 55, S. 307-316.
- Hank, K./Tölke, A. (2005). Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung: Untersuchungen zu Partnerschaft und Elternschaft bei Männern. In: Tölke, A./Hank, K. (Hrsg.). *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS-Verlag (Sonderheft 4 der Zeitschrift für Familienforschung), S. 7-17.
- Hartmann, J. (2003). *Ehestabilität und soziale Einbettung*. Würzburg: Ergon.
- Heckhausen, J./Heckhausen, H. (2005). *Motivation und Handeln*. Berlin: Springer.
- Helferich, C./Klindworth, H./Wunderlich, H. (2002). *Frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Helferich, C./Klindworth, H./Wunderlich, H. (2005). *Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung – Vertiefungsbericht*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Hetherington, E. M./Kelly, J. (2002). *For better or for worse: Divorce reconsidered*. London, New York: Norton & Co.
- Hill, P. B. (2004). Einleitung. In: Hill, P. B. (Hrsg.). *Interaktion und Kommunikation. Eine empirische Studie zu Alltagsinteraktion, Konflikten und Zufriedenheit in Partnerschaften*. Würzburg: Ergon, S. 7-9.
- Hill, P. B./Kopp, J. (2004). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS.
- Hoem, J. M./Arnstein, A./Andersson, G./Baizán Muñoz, P./Billari, F. C./Engelhardt, H./Fürnkranz-Prskawetz, A./Hank, K./Huinink, J./Kohler, H.-P./Kohlmann, A./Kreyenfeld, M./Neyer, G. R./Vikat, A. (2000). Concepts for a second round of fertility and family surveys in Europe with particular attention paid to persons of reproductive/working age. In: UNECE (Hrsg.). *Generations and Gender Programme: Exploring future research and*

- data collection options*. New York, Genf: United Nations Economic Commission for Europe.
- Hradil, S. (1987). *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, S. (2001). *Soziale Ungleichheit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie?* Frankfurt/M.: Campus.
- Huinink, J./Wagner, M. (1998). Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen. In: Friedrichs, J. (Hrsg.). *Die Individualisierungsthese*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 85-106.
- Huinink, J. (2000). Bildung und Familienentwicklung im Lebensverlauf. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 3, S. 209-227.
- Huinink, J. (2002). Polarisierung der Familienentwicklung in europäischen Ländern im Vergleich. In: Schneider N./Matthias-Bleck, H. (Hrsg.). *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben*. Opladen: Leske + Budrich (Sonderheft 2 der Zeitschrift für Familienforschung, S. 49-74).
- Huinink, J./Konietzka, D. (2003). Lebensformen und Familiengründung. Nichteheleliche Elternschaft in Ost- und Westdeutschland in den 1990er Jahren. In: Bien, W./Marbach, J. H. (Hrsg.). *Partnerschaft und Familiengründung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 65-93.
- Hullen, G. (2005). *Zum Generations and Gender Survey (GGS). Die Befragung zu Generationen- und Geschlechterbeziehungen in Deutschland*. Manuskript. Wiesbaden.
- Kaufmann, F.-X. (1995). *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen*. München: Beck.
- Kaufmann, F.-X./Strohmeier, K. P. (1988). Partnerbeziehungen und Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Generatives Verhalten im sozialen und regionalen Kontext. *Schriftenreihe des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Heft 50*. Düsseldorf.
- Kaufmann, F.-X./Kuijsten, A./Schulze, H.-J./Strohmeier, K. P. (Hrsg.) (1997). *Family life and family policies in Europe. Vol.1: Structures and trends in the 1980s*. Oxford: Clarendon Press.
- Kaufmann, F.-X./Kuijsten, A./Schulze, H.-J./Strohmeier, K. P. (Hrsg.) (2002). *Family life and family policies in Europe. Vol. 2: Problems in comparative perspective*. Oxford: Clarendon.
- Kaufmann, F.-X. (2005). *Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kenjoh, E. (2003). New mothers' employment and public policy in the UK, Germany, the Netherlands, Sweden, and Japan. *Labor*, 19, p. 5-49.
- Klaus, D./Steinbach, A. (2002). Determinanten innerfamiliärer Arbeitsteilung. Eine Betrachtung im Längsschnitt. *Zeitschrift für Familienforschung*, 1-2002, S. 21-43.
- Klein, M. (Hrsg.) 2006. *Themen und Konzepte in der Familiensoziologie der Nachkriegszeit*. Würzburg: Ergon.
- Klein, T. (1999). Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, S. 469-490.
- Klein, T./Kopp, J. (Hrsg.) (1999). *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon.
- Klein, T./Lauterbach, W. (Hrsg.) (1999). *Nichteheleliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Klijzing, E./Corijn, M. (Hrsg.) (2005). *Dynamics of fertility and partnership in Europe. Insights and lessons from comparative research, Vol. 2*. Geneva, New York: United Nations.
- Koch, A./Wasmer, M. (2001). Konzeption und Durchführung der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) 2000. *ZUMA Methodenbericht 01/05*.

- Kohli, M. (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, S. 1-29.
- Kohli, M. et al. (2000). Generationenbeziehungen. In: Kohli, M./Kühnemund, H. (Hrsg.). *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich, S. 176-211.
- Kohli, M./Szydlik, M. (Hrsg.) (2000). *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Konietzka, D./Huinink, J. (2003). Die De-Standardisierung einer Statuspassage? Zum Wandel des Auszugs aus dem Elternhaus und des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. *Soziale Welt*, 54, S. 285-312.
- Konietzka, D./Kreyenfeld, M. (2005). Nichteheliche Mutterschaft und soziale Ungleichheit im familialistischen Wohlfahrtsstaat. Zur sozioökonomischen Differenzierung der Familienformen in Ost- und Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 57, S. 32-61.
- Kopp, J. (Hrsg.) (1997). *Methodische Probleme der Familienforschung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Kreyenfeld, M. (2001). Employment and fertility – East Germany in the 1990s. Dissertation. Rostock.
- Kreyenfeld, M. (2002). Time squeeze, partner effect or self-selection? An investigation into the positive effect of women's education on second birth risks in West Germany. *Demographic Research*, 7, Article 2.
- Krüger, H. (2003). Familienleben – mit Weitblick? Institutionenlogiken und staatliche Interventionspolitik. In: Allmendinger, J. (Hrsg.). *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Teil 2*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kühn, T. (2003). *Berufsbiographie und Familiengründung*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Künzler, J./Schulze, H.-J./van Hekken, S. (1999). Welfare states and normative orientations toward women's employment. *Comparative Social Research* 18, p. 197-225.
- Künzler, J. (1995). Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Die Beteiligung von Männern im Haushalt im internationalen Vergleich. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 13, S. 115-132.
- Künzler, J. et al. (2001). *Gender division of labour in unified Germany*. Tilburg: Tilburg University Press.
- Künzler, J. (2002). Paths towards a modernization of gender relations, policies, and family building. In: Kaufmann, F.-X./Kuijsten, A./Schulze, H.-J./Strohmeier, K. P. (Eds.). *Family life and family policies in Europe. Volume 2: Problems in comparative perspective*. Oxford: Clarendon, p. 252-298.
- Lamnek, S./Ottermann, R. (2004). *Tatort Familie. Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lauterbach, W./Klein, T. (1997). Altern im Generationenzusammenhang. Die gemeinsame Lebenszeit von Eltern und Kindern, Großeltern und Enkeln. In: Mansel, J./Rosenthal, G./Tölke, A. (Hrsg.). *Generationen-Beziehungen. Austausch und Tradierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 109-120.
- Lauterbach, W./Lange, A./Wüest-Rudin, D. (1999). Familien in prekären Einkommenslagen. Konsequenzen für die Bildungschancen von Kindern in den 80er und 90er Jahren. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 2, S. 361-385.
- Lauterbach, W. (2004). *Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Zum Wandel der Familienstruktur in der zweiten Lebenshälfte*. Würzburg: Ergon.
- Lenz, K. (1998). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lenz, K. (2003). Familie – Abschied von einem Begriff? *Erwägen Wissen Ethik*, 14, S. 485-563.

- Lesthaeghe, R. (1993). Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern: Eine Deutung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 18, S. 313-354.
- Lesthaeghe, R. (Hrsg.) (2002). *Meaning and choice: Value orientations and life course decisions*. The Hague: NIDI.
- Lesthaeghe, R./Moors, G. (2000). Recent trends in fertility and household formation in the industrialized world. *Review of Population and Social Policy*, 9, p. 121-170.
- Lettke, F. (Hrsg.) (2003). *Erben und Vererben: Gestaltung und Regulation von Generationenbeziehungen*. Konstanz: UVK.
- Liefbroer, A. C./Corijn, M. (1999). Who, what, where, and when? Specifying the impact of educational attainment and labour force participation on family formation. *European Journal of Population*, 15, p. 45-75.
- Lillard, L. A. (1993). Simultaneous equations for hazards: Marital duration and fertility timing. *Journal of Econometrics*, 56, p. 189-217.
- Lüscher, K. (1997). Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.). *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-67.
- Lüscher, K. (2004). Conceptualizing and uncovering intergenerational ambivalence. In: Lüscher, K./Pillemer, K. (Hrsg.). *Intergenerational ambivalences: New perspectives on parent-child relations in later life*. Amsterdam: Elsevier, p. 23-62.
- Mayer, B./Albert, I./Trommsdorff, G./Schwarz, B. (2005). Value of children in Germany. Dimensions, comparison of generations, and relevance for parenting. In: Trommsdorff, G./Nauck, B. (Eds.). *The value of children in cross-cultural perspective*. Lengerich: Pabst, p. 43-65.
- Mayer, K. U./Allmendinger, J./Huinink, J. (Hrsg.) (1991). *Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie*. Frankfurt/M.: Campus.
- Napp-Peters, A. (1995). *Familien nach der Scheidung*. München: Kunstmann.
- Nauck, B./Schönpflug, U. (1997). *Familie in verschiedenen Kulturen*. Stuttgart: Enke.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, S. 407-435.
- Nauck, B. (2002). Dreißig Jahre Migrantenfamilien in der Bundesrepublik. Familiärer Wandel zwischen Situationsanpassung, Akkulturation, Segregation und Remigration. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 315-339.
- Nave-Herz, R./Krüger, D. (1992). *Ein-Eltern Familien: eine empirische Studie zur Lebenssituation und Lebensplanung alleinerziehender Mütter und Väter*. Bielefeld: Kleine.
- Nave-Herz, R. (1997). Pluralisierung familialer Lebensformen – ein Konstrukt der Wissenschaft? In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.). *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-67.
- Nave-Herz, R. (1998). Die These über den „Zerfall der Familie“. In: Friedrichs, J./Lepsius, M. R./Mayer, K. U. (Hrsg.) (1998). *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nave-Herz, R. (Hrsg.) (2002a). *Family change and intergenerational relations in different cultures*. Würzburg: Ergon.
- Nave-Herz, R. (2002b). Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 45-70.
- Nave-Herz, R. (2004). *Ehe- und Familiensoziologie*. München: Juventa.

- Niemeyer, F./Voit, H. (1995). Lebensformen der Bevölkerung 1993. *Wirtschaft und Statistik, 1995*, S. 437-445.
- Nietfeld, M./Becker, R. (1999). Harte Zeiten für Familien. Theoretische Überlegungen und empirische Analysen zu Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und sozio-ökonomischer Deprivation auf die Qualität familialer Beziehungen Dresdner Familien. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 19*, S. 369-387.
- Onnen-Isemann, C. (1999). *Wenn der Familienbildungsprozeß stockt... Eine empirische Studie über Streß und Coping-Strategien reproduktionsmedizinisch behandelter Partner*. Habilitationsschrift, Universität Magdeburg.
- Peracchi, F. (2002). The European Community Household Panel: A review. *Empirical Economics, 27*, p. 63-90.
- Peuckert, R. (2005). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS.
- Pfau-Effinger, B. (2000). *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pinl, C. (2004). Wo bleibt die Zeit? Die Zeitbudgeterhebung 2001/02 des Statistischen Bundesamts. *Aus Politik und Zeitgeschichte, B31-32*, S. 19-25.
- Richter, R. (2000). Familiensoziologie: Forschungsthemen, Forschungsaufgaben. *Soziologische Revue, Sonderheft 5*, S. 61-70.
- Roloff, J./Dorbritz, J. (Hrsg.) (1999). *Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre – Demographische Trends, individuelle Einstellungen und sozio-ökonomische Bedingungen. Ergebnisse des deutschen Family and Fertility Surveys*. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 30. Opladen: Leske + Budrich.
- Rost, H. (2006). Trend-Soziologismen. *Soziologie, 35*, S. 143-160.
- Ruckdeschel, K. (2004). Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 29*, S. 363-386.
- Schmidt, U. (2002). *Deutsche Familiensoziologie. Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schmidt, U. (2006). Wissenschaftshistorische Ortsbestimmungen – die deutsche Familiensoziologie der Nachkriegszeit. In: Klein, M. (Hrsg.). *Themen und Konzepte in der Familiensoziologie der Nachkriegszeit*. Würzburg: Ergon, S. 13-47.
- Schneewind, K. A./Vaskovics, L. A./Backmund, V./Buba, H.-P./Schneider, N. F./Sierwald, W./Vierzigmann, G. (1992). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch (Verbundstudie)*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren (Vol. 9). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (1996). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch: Ergebnisse der soziologisch-psychologischen Verbundstudie West und der soziologischen Untersuchung Ost im Überblick*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider, N. F./Krüger, D./Lasch, V./Limmer, R./Matthias-Bleck, H. (2001). *Alleinerziehen heute. Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. Weinheim: Juventa.
- Schneider, N. F./Rosenkranz, D./Limmer, R. (1998). *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schröder, J. (2005). *Der Zusammenhang zwischen Erwerbstätigkeit und Fertilität: Ein Überblick über den Forschungsstand*. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Working Papers Nr. 89.
- Schüle, J. A. (2002). *Die Geburt der Eltern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schütze, Y. (1992). Geburtenrückgang und Kinderwunsch. In: Volland, E. (Hrsg.). *Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 170-188.

- Schütze, Y. (2002). Die Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 71-97.
- Schulze, H.-J. (Hrsg.) (2000). *Stability and complexity. Perspectives for family policy. Perspectives for a child-oriented family policy*. Amsterdam, Oxford, Boston: VU University Press.
- Schuster, B. H./Kuhn, H.-P./Uhlendorff, H. (2005). *Entwicklung in sozialen Beziehungen. Heranwachsende mit Familie, Freunden und Gesellschaft*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Spielauer, M. (2004). *The contextual database of the Generations and Gender Program: Overview, conceptual framework and the link to the generations and gender survey*. Rostock: MPIDR Working Paper 2004-.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2004). *Datenreport*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Stöbel-Richer, Y. (2000). *Kinderwunsch als Intention: zur Relevanz persönlicher und gesellschaftlicher Kinderwunschnotive als Prädiktoren des aktuellen Kinderwunsches*. Berlin: Colloquium Psychoanalyse.
- Strohmeier, K. P. (1993). Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte B17/93*, S. 11-29.
- Stutzer, E. (2002). Ökonomische Lage der Familie. In: Schneider, N. F./Matthias-Bleck, H. (Hrsg.). *Ehlerschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben*. Opladen: Leske + Budrich, S. 235-250.
- Surkyn, J./Lesthaeghe, R. (2004). Value orientations and the Second Demographic Transition (SDT) in Northern, Western and Southern Europe: An update. *Demographic Research, Special Collection 3*, Article 3.
- Szydlík, M. (1999). Erben in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, S. 80-104.
- Szydlík, M. (2000). *Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. Opladen: Leske + Budrich.
- Tölke, A./Hank, K. (Hrsg.) (2005). *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS (Sonderheft 4 der Zeitschrift für Familienforschung).
- Trommsdorff, G./Nauck, B. (2005). *The value of children in cross-cultural perspective*. Lengerich: Pabst.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K./Schultheiß, F./Wehrspau, M. (Hrsg.) *Die postmoderne Familie*. Konstanz: UVK, S. 145-156.
- Van de Kaa, D. J. (1987). Europe's second demographic transition. *Population Bulletin 42 (1)*. Washington.
- Wallerstein, J. S./Lewis, J. M./Blakeslee, S. (2002). *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*. München: Juventa.
- Wagner, M. (1997). *Scheidung in Ost- und Westdeutschland. Zum Verhältnis von Ehestabilität und Sozialstruktur seit den 30er Jahren*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Wagner, M./Franzmann, G. (2000). Die Pluralisierung der Lebensformen. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 25, S. 151–173.
- Wagner, M./Weiß, M. (2005). Konflikte in Partnerschaften. Erste Befunde der Kölner Befragung. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, S. 217-250.
- Walper, S. (2001). Ökonomische Knappheit im Erleben ost- und westdeutscher Kinder und Jugendlicher. In: Klocke, A./Hurrelmann, K. (Hrsg.). *Kinder und Jugendliche in Armut*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 169-187.
- Walper, S./Schwarz, B. (2002). *Was wird aus den Kindern*. München: Juventa.
- Weber, A. M. (2004). *Wann kehren junge Mütter auf den Arbeitsmarkt zurück? Eine Verweildaueranalyse für Deutschland*. ZEW Discussion Paper No. 04-08. Mannheim: ZEW.

- Weidacher, A. (2004). Verhalten von Familien in prekären wirtschaftlichen Lagen. In: Bien, W./Weidacher, A. (Hrsg.). *Leben neben der Wohlfahrtsgesellschaft*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS, S. 191-226.
- Wimbauer, C. (2003). *Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2002a). *Gerechtigkeit für Familien. Zur Begründung und Weiterentwicklung des Familienlasten- und Familienleistungsausgleichs*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2002b). *Die bildungspolitische Bedeutung der Familie- Folgerungen aus der PISA-Studie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2005). *Familiale Erziehungskompetenzen. Beziehungsklima und Erziehungsleistungen in der Familie als Problem und Aufgabe*. München: Juventa.

Eingereicht am: 18.04.2006

Akzeptiert am: 06.07.2006

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Johannes Huinink
Institut für empirische und angewandte Soziologie (EMPAS)
Universität Bremen
FVG Celsiusstraße
D-28359 Bremen

Email: huinink@empas.uni-bremen.de

Martin Abraham

Empirische Forschung und theoretischer Fortschritt in der Familiensoziologie: Koreferat zu Johannes Huininks Beitrag

Empirical research and theoretical progress in family sociology:
Supplementary paper on Johannes Huinink's presentation

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, welcher Art von empirischer Forschung es bedarf, um theoretischen Fortschritt zu erzielen. In Thesenform werden vier Forschungsdesigns vorgestellt, die die „klassischen“ Forschungsdesigns fruchtbar ergänzen können: 1. der verstärkte Einsatz von Längsschnittdaten, 2. die verstärkte Betrachtung kleiner Subgruppen, 3. der Einsatz experimenteller Verfahren und schließlich 4. der Einsatz von Simulationsstudien. Der vermehrte Bezug auf diese bisher weniger gebräuchlichen Designs kann dazu beitragen, Empirie und Theorie stärker aufeinander zu beziehen.

Schlagerworte: Forschungsdesigns, Längsschnittdaten, experimentelle Verfahren, Simulationsstudien.

Abstract

In this paper, I discuss the question what kind of empirical research should be considered necessary for achieving progress in the formation of theory. In four theses, I present research designs that could complement 'classical' research designs in a fruitful manner: first, boosting the application of longitudinal data; second, strengthening the observation of small subgroups; third, applying experimental procedures; and, fourth, applying simulation studies. A stronger emphasis on these less-employed research designs can contribute to a stronger interrelation between empirical research and theoretical reasoning.

Keywords: research designs, longitudinal data, experimental procedures, simulation studies

Betrachtet man den Stand der empirischen Familiensoziologie, wie ihn Johannes Huinink in diesem Band skizziert, so werden schnell zwei Dinge deutlich: Erstens handelt es sich um ein Forschungsfeld, das in den letzten Jahren durch eine zunehmende Interdisziplinarität gekennzeichnet ist. Gerade in der Sichtung des empirischen Forschungsbestandes spiegelt sich die Überlappung von verschiedenen Disziplinen wie der Psychologie, der Ökonomik, der Pädagogik und eben der Soziologie wider. Genauer müsste man somit von einer empirischen Familienforschung sprechen, deren wesentliche Stärke die Betrachtung einer Fragestellung aus unterschiedlichen Blickwinkeln ist. Dass hierbei sowohl auf gemeinsam ge-

nutzte Datensätze¹ als auch von den einzelnen Disziplinen spezifisch generierte Daten zurückgegriffen werden kann, ist eine große Stärke dieses Forschungsbereiches und eröffnet die Möglichkeit, Befunde mit unterschiedlichen Daten und aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu validieren.

Zweitens zeigt sich – zumindest aus Sicht des Autors –, dass die empirische Familienforschung nicht zuletzt aufgrund dieser Datenvielfalt eine Erfolgsstory darstellt. Obwohl naturgemäß immer noch viele Forschungslücken existieren und der sozialen Wandel immer neue Fragen generiert, besitzen wir in vielen Bereichen ein fundiertes empirisches Wissen über Entwicklung und Determinanten familialer Explananda. Am Beispiel der Scheidungsforschung wird besonders deutlich, wie das Zusammenspiel von Theorie, umfangreichen empirischen (Längsschnitt-)Daten und der Entwicklung entsprechender Methoden (Diekmann/Mitter 1984; Blossfeld/Rohwer, 1995) zu einer kumulativen Forschung geführt hat, die uns gesichertes Wissen über Ursachen und Folgen der Ehescheidung bereitstellt.

So erfolgreich sich die Teildisziplin jedoch in den letzten Dekaden entwickelt hat, lässt sich jedoch eine gewisse Stagnation im Zusammenspiel zwischen Theorie und empirischer Forschung beobachten. Seit den 1980er Jahren, in denen innovative Forschungsprogramme wie die Haushaltsökonomie (klassisch: Becker 1981) oder konstruktivistische Ansätze (z.B. Berger/Kellner 1965) erheblich die empirischen Forschungsbemühungen befördert und befruchtet haben, sind viele Fragen theoretisch noch ungelöst. Eines der vielen Beispiele stellt die geschlechtsspezifische Hausarbeitsteilung dar, die sich – wenn überhaupt – nur marginal zugunsten der Frauen geändert hat, obwohl viele zentrale Rahmenbedingungen (wie die Bildung und Erwerbstätigkeit der Frau, die Fertilitätsneigung, etc.) einem erheblichen Wandel unterworfen waren (z.B. Künzler 1995; Peuckert 2005).

Vor diesem Hintergrund wird in diesem Beitrag die Frage diskutiert, mit welcher Art von empirischer Forschung theoretischer Fortschritt entwickelt werden kann. Dahinter steht die Überzeugung, dass Theorie und Empirie sich gegenseitig bedingen und befruchten müssen, um eine (Teil-)Disziplin voranzubringen. Es werden thesenartig vier Forschungsdesigns vorgestellt, die nach Auffassung des Autors diese Aufgabe leisten können und bisher zumindest teilweise vernachlässigt wurden. Betont werden muss jedoch, dass dies als Ergänzung bisheriger „klassischer“ Forschungsdesigns (wie z.B. repräsentative Querschnittsstudien) betrachtet werden muss, die keinesfalls ausgedient haben.

These 1: Verstärkter Einsatz von Längsschnittdaten

Betrachtet man die Forschung der letzten Jahre, so hat der Einsatz von Längsschnittdaten erheblich zum Erkenntnisgewinn in der Familienforschung beigetragen. Da-

1 Vergleiche hierzu insbesondere das Sozio-oekonomische Panel (SOEP, Frick 2005), den Familiensurvey (Bender et al. 1996) und aktuell das geplante Beziehungs- und Familienpanel (siehe hierzu Brüderl et al. 2003).

hinter steht die Erkenntnis, dass gerade die Familie als zeitabhängiger Prozess betrachtet werden muss, der sowohl vom allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Wandel als auch lebenslaufspezifischen Mustern geprägt ist (z.B. Mayer 1997). Dieser Prozesscharakter findet sich bisher jedoch nur unzureichend in den meist statischen Erklärungsversuchen einzelner familialer Explananda wieder. Obwohl nun im Bereich des Haushalts und der Familie sowohl eine Reihe von Paneldaten als auch retrospektive Studien existieren, sollten die Bemühungen hier weiter verstärkt werden, um die Theorieentwicklung im Hinblick auf dynamisch angelegte Erklärungen zu befördern. Insbesondere aus theoretischer Perspektive bieten gerade die großen Panelstudien (wie das SOEP) häufig zu wenige detaillierte Informationen, um spezifische Hypothesen testen zu können. Als Beispiel kann auch hier wieder die geschlechtsspezifische Hausarbeitsteilung dienen, die in den bestehenden großen Längsschnittdatensätzen nur sehr rudimentär erhoben ist. Daher sind auch in Zukunft (Längsschnitt-)Datensätze mit unterschiedlichen Schwerpunkten unabdingbar, um die erhebliche Bandbreite familienspezifischer Fragestellungen abdecken zu können.

These 2: Verstärkte Betrachtung kleiner Subgruppen

Längsschnittdaten sind zwar inzwischen eine unverzichtbare Grundlage der empirischen Familienforschung, mit ihnen können jedoch nicht alle Forschungsprobleme gelöst werden. Beispielhaft sei hier auf zwei zentrale Probleme der empirischen Familienforschung verwiesen: Erstens interessiert sich der/die Familienforscher(in) häufig für Phänomene, die nur selten vorkommen, wie z.B. die Beschreibung und Erklärung der Entwicklung neuer Familienformen. Eine derartige Entwicklung beginnt mit kleinen Fallzahlen neuer Familientypen in einer Population. Einfache Zufallsstichproben führen häufig auch bei hohem Stichprobenumfang zu einer zu geringen Anzahl von Fällen in der Subgruppe und sind daher ungeeignet, derartige Prozesse in der Anfangsphase abzubilden. Zweitens besteht häufig das Problem, dass Theorien zwar konkrete Zusammenhänge vorhersagen, diese jedoch nicht getestet werden können, da die unabhängige Variable keine oder eine zu geringe Varianz aufweist. Ein paradigmatisches Beispiel sind Effekte institutioneller oder kultureller Rahmenbedingungen auf das Handeln von Akteuren. Da Institutionen oder kulturelle Variablen in einer Population meist nicht variieren, können diese Zusammenhänge mit nationalen Samples häufig nicht untersucht werden. Es gibt allerdings immer wieder Ausnahmen, wie an zwei Beispielen kurz erläutert werden soll. Migranten bringen andere kulturelle Prägungen aus dem Gastland mit und unterliegen häufig anderen rechtlich-institutionellen Regelungen, wie z.B. ein begrenztes Arbeits- oder Aufenthaltsrecht. Beruflich selbständige Personen unterliegen nicht den institutionellen Regelungen des Arbeitsrechts und können daher z.B. eine beliebige (i.R. höhere) Anzahl von Arbeitsstunden „nachfragen“. Interessiert man sich für den Effekt derartiger Variablen auf unterschiedliche familiäre Prozesse (wie z.B. Fertilität, Stabilität der Partnerschaft), so können diese an derartigen Subgruppen gut untersucht werden (z.B. Nauck 1993; Abraham 2003).

Diese Überlegungen führen zu dem Schluss, dass die Familienforschung von der verstärkten Betrachtung kleiner Subgruppen insbesondere im Hinblick auf die Theorientestung und -entwicklung profitieren könnte. Am besten wäre dies durch gezieltes *Oversampling* der theoretisch ausgewählten Gruppe in zufallsgenerierten Datensätzen realisierbar.² Wünschenswert wäre insbesondere in großen Paneldatensätzen (wie das SOEP oder das geplante Beziehungs- und Familienpanel) die Möglichkeit, in einem Bus-Verfahren für zwei oder mehr Wellen mit dem gleichen Instrument die gewünschte Subpopulation ergänzend zu erheben. Auf diese Weise steht einerseits eine hinreichend große Vergleichsgruppe zur Verfügung, andererseits kann auf bereits getestete Instrumente und einen existierenden Erhebungsapparat zurückgegriffen werden. Für die Betrachtung kleiner Subgruppen spielt aber auch die qualitative Forschung eine zentrale Rolle, da mit diesen Verfahren über die häufig relativ unerforschte Subpopulation entsprechendes (Vor-)Wissen generiert werden kann.

These 3: Einsatz von experimentellen Verfahren

In engem Zusammenhang mit der vorherigen These steht die Beobachtung, dass viele für die Familienforschung interessante Phänomene empirisch schlecht zugänglich sind. Einerseits können die zu beobachtenden Konstellationen so selten sein, dass selbst ein *Oversampling* nicht genügend Fälle erbringt (wie der berühmt-berüchtigte Vollzeit-Hausmann oder die Frau, die das doppelte Gehalt des Mannes nach Hause bringt), andererseits kann der alltägliche Prozesscharakter innerfamiliärer Interaktionen die Beobachtung erheblich erschweren. Mit Letzterem ist beispielsweise der/die Forscher(in) konfrontiert, die sich für faktische Aushandlungsprozesse in der Partnerschaft interessiert, da eine retrospektive Erhebung von Konfliktverläufen und Aushandlungsprozessen kaum zu befriedigenden Ergebnissen führen wird.

An dieser Stelle wird die These vertreten, dass experimentelle und quasi-experimentelle Verfahren in solchen Fällen gewinnbringend eingesetzt werden können. In der (familien-)psychologischen Forschung stellen Experimente natürlich schon lange ein zentrales Forschungsdesign dar (vgl. z.B. Bodenmann in diesem Heft), und in den letzten Jahren hat auch die Ökonomik das Experiment erneut entdeckt (vgl. z.B. Fehr/Gächter 2000; Ockenfels 1999). In der Soziologie im Allgemeinen und in der Familiensoziologie im Besonderen stellt der Einsatz experimenteller Verfahren jedoch immer noch eine Ausnahme dar. Dies mag unter anderem in dem Umstand begründet liegen, dass das Experiment schlecht mit der für die Sozialstrukturbeschreibung wichtigen quantitativen Befragung großer Fallzahlen zu harmonisieren scheint. Abgesehen von der Überlegung, dass für die Testung von Theorien nicht immer große Zufallsstichproben notwendig sind, wurden hier in den letzten Jahren quasi-

2 Wie das Design für ein derartiges *Oversampling* aussehen kann, ist am Beispiel der Mannheimer Scheidungsstudie zu besichtigen. In dieser retrospektiv angelegten Studie von Ersten wurden geschiedene Ehen gezielt überrepräsentiert, um genügend Fälle für dieses im Querschnitt seltene Ereignis zu erhalten (vgl. hierzu Klein/Kopp 1999).

experimentelle Verfahren entwickelt, die auch in der Umfrageforschung einsetzbar sind. Beispielsweise wurde der sogenannte mehrfaktorielle Survey (auch bekannt unter der Bezeichnung Vignettendesign, siehe z.B. Beck/Opp 2001; Hox et al. 1991; Sniderman/Grob 1996) bisher in der Familienforschung nicht rezipiert. Das Verfahren, mit dem simultan verschiedene unabhängige Variablen variiert und deren Effekt auf eine abhängige (Einstellungs-)Variable gemessen werden kann, scheint jedoch auch in der Familien- und Partnerschaftsforschung gewinnbringend einsetzbar zu sein (Auspurg 2005). Aber auch klassische Experimente, wie sie z.B. in der Ökonomik in den letzten Jahren äußerst erfolgreich angewendet wurden, könnten in face-to-face-Interviews eingesetzt werden, um z.B. Informationen über Machtverteilung oder Altruismus in der Partnerschaft zu erhalten. Als Standardeinwand gegen experimentelle Verfahren wird schließlich immer wieder das Problem der externen Validität genannt: Sagt das Verhalten im Experiment auch tatsächlich etwas über das Verhalten im „realen Leben“ aus? Gerade hier kann die qualitative Familienforschung dazu beitragen, derartige Validitätsprobleme abzuschätzen und zu untersuchen.

These 4: Einsatz von Simulationsstudien

Wie oben bereits deutlich gemacht wurde, hat die Familiensoziologie eine Fülle von gut bestätigten Befunden über Zusammenhänge unterschiedlicher Determinanten zu bieten. Allerdings bereitet die Analyse komplexer sozialer Systeme, in denen sich unterschiedliche Variablen wechselseitig bedingen, immer noch erhebliche Probleme. Die klassische Analyse betrachtet ja meist eine abhängige Variable – z.B. die Fertilitätsneigung oder die Scheidungshäufigkeit – und versucht Erklärungen für die Unterschiede zwischen einzelnen Bevölkerungsgruppen zu finden. Dieses Vorgehen ist absolut notwendig, um Theorien entwickeln und testen zu können. Um aber langfristige Prozesse für komplexe soziale Systeme ansatzweise vorhersagen zu können – wie dies in der Politikberatung eigentlich gefordert wird – muss die Komplexität der Analyse erhöht werden. Steigt die Bildung der Frau im Zeitverlauf, hat dies nicht nur „singuläre“ Effekte auf die Fertilität, das Heiratsalter oder die Scheidungshäufigkeit, sondern diese Faktoren werden sich jeweils auch gegenseitig beeinflussen (z.B. senkt eine wahrgenommene Scheidungswahrscheinlichkeit u.U. die Fertilitätsneigung) und haben zudem Rückkopplungseffekte auf die Ausgangsvariable (hier die Neigung zum Bildungserwerb).

Diese Komplexitätserhöhung ist mit empirischen Studien häufig nur schwer möglich (vgl. jedoch exemplarisch Beck/Hartmann 1999). Um der Forderung nach der „Prognose“ der Entwicklung komplexer Systeme nachkommen zu können, werden in jüngster Zeit verstärkt (wieder) Simulationsstudien in den Sozialwissenschaften eingesetzt (Troitzsch 2000). Diese bieten den Vorteil, die Entwicklung immer noch abstrakter, aber komplexer sozialer Systeme bei simultaner Veränderung mehrerer Parameter beobachten zu können. Während nun in anderen Disziplinen – wie der Ökonomik, den Politikwissenschaften oder der Demografie – derartige Simulationsstudien bereits angewendet werden, wurde dies in der Familienforschung bisher nach einigen frühen Arbeiten (z.B. Osmond 1979) in letzter Zeit kaum rezipiert (vgl. als Ausnahmen Crosbie-

Burnett/Elsen 1992; Chattoe 2002; Diaz et al. 2006). Dabei erscheint die Ausgangslage gerade hier besonders günstig, da die gut bestätigten Einzelergebnisse vieler empirischer Studien als Grundlage für die Konstruktion von Modellen dienen können. Wichtig erscheint jedoch die ständige Rückkopplung an die empirische Forschung, um die Aussagekraft der Simulationsmodelle einschätzen zu können. Dies vorausgesetzt, können gerade die beobachteten Unterschiede zwischen Empirie und Modell dazu beitragen, Theorien erfolgreich zu entwickeln oder zu modifizieren.

Die hier vorgeschlagenen vier Möglichkeiten, empirische Studien durch entsprechende Forschungsdesigns (noch) stärker an die Theorieentwicklung und -überprüfung zu koppeln, bilden keine abschließende Aufzählung und können sicherlich durch weitere innovative Vorschläge ergänzt werden. In jedem Fall sollten sie aber als Plädoyer dafür betrachtet werden, Empirie und Theorie stärker aufeinander zu beziehen und die Entwicklung der Familientheorie auf empirischer Basis stärker voranzutreiben. Denn letztlich erlauben es uns nur gute Theorien, die Komplexität der realen Welt handhabbar zu machen.

Literatur

- Abraham, M. (2003). Die Stabilisierung von Partnerschaften durch bilaterale Investitionen. Das Beispiel der Unternehmensbesitzer. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 1, S. 50-69.
- Auspurg, K. (2005). *Partnerschaftliche Umzüge? Ein Vignettenexperiment zu beruflichen Umzugsentscheidungen in Partnerschaften*. Diplomarbeit am Institut für Soziologie der Ludwigs-Maximilians-Universität München.
- Beck, M./Opp, K.-D. (2001). Der faktorielle Survey und die Messung von Normen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, S. 283-306.
- Beck, N./Hartmann, J. (1999). Die Wechselwirkung zwischen Erwerbstätigkeit der Ehefrau und Ehestabilität unter der Berücksichtigung des sozialen Wandels. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, S. 655-680.
- Becker, G. S. (1981). *A treatise on the family*. Cambridge, Mass./London: Harvard UP.
- Bender, D./Bien, W./Alt, C. (1996). Anlage des Familiensurvey, Datenbasis und methodische Aspekte. In: Bien, W. (Hrsg.). *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend – Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen*. Opladen: Les-ke+Budrich, S. 271-291.
- Berger, P. L./Kellner, H. (1965). Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. *Soziale Welt*, 16, S. 220-235.
- Blossfeld, H.-P./Rohwer, G. (1995). *Techniques of event history modeling: New approaches to causal analysis*. Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum.
- Bodenmann, G. (2006). Positionsbestimmungen in der Paar- und Familiensoziologie. *Zeitschrift für Familienforschung*, 2/2006, S. 148-174.
- Brüderl, J./Esser, H./Huinink, J./Nauck, B./Walper, S. (2003). *Beziehungs- und Familienentwicklung: Antrag auf Einrichtung eines DFG-Schwerpunkts SPP 1161*. Chemnitz, Mannheim, München, Rostock, Bremen.
- Chattoe, E. (2002). Computer simulation of family practices. In: Carling, A./Duncan, S./Edwards, R. (Hrsg.). *Analysing families: Morality and rationality in policy and practice*. London: Routledge, p. 268-282.
- Crosbie-Burnett, M./Elsen, M. (1992). Simulated divorced and remarried families: An experiential teaching technique. *Family Relations*, 41, p. 54-58.

- Diaz, B. A./Fent, T./Prskawetz, A./Bernardi, L. (2006). *Social influence on the transition to parenthood: An agent-based model*. Vortrag auf der Tagung „Soziale Netzwerke“ der Sektion „Modellbildung und Simulation“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 31. März und 1. April 2006.
- Diekmann, A./Mitter, P. (1984). *Methoden zur Analyse von Zeitverläufen. Anwendung stochastischer Prozesse bei der Untersuchung von Ereignisdaten*. Stuttgart: Teubner.
- Fehr, E./Gächter, S. (2000). Fairness and retaliation: The economics of reciprocity. *Journal of Economic Perspectives*, 14, p. 159-181.
- Frick, J. R. (2005). *A general introduction to the German Socio-Economic Panel Study (SOEP). Design, contents and data structure [waves A-U, 1984-2004]*. Arbeitspapier. Berlin: DIW.
- Hox, J./Kreft, I./Hermkens, P. (1991). The analysis of factorial surveys. *Sociological Methods and Research*, 19, p. 493-510.
- Klein, T./Kopp, J. (1999). Die Mannheimer Scheidungsstudie. In: Klein, T./Kopp, J. (Hrsg.). *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht* (S. 11-22). Würzburg: Ergon.
- Künzler, J. (1995). Familiäre Arbeitsteilung in der Bundesrepublik Deutschland 1988. In: Gerhardt, U. (Hrsg.). *Familie der Zukunft: Lebensbedingungen und Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich, S. 149-169.
- Mayer, K. U. (1997). Lebensverläufe und sozialer Wandel. In: Mayer, K. U. (Hrsg.). *Lebensverläufe und sozialer Wandel. (Sonderheft Nr. 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie)*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7-21.
- Nauck, B. (1993). Bildung, Migration und generatives Verhalten bei türkischen Frauen. In: Diekmann, A./Weik, S. (Hrsg.). *Der Familienzyklus als sozialer Prozess. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 309-346). Berlin: Duncker & Humblot, S. 309-346.
- Ockenfels, A. (1999). *Fairness, Reziprozität und Eigennutz – Ökonomische Theorie und experimentelle Evidenz*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Osmond, M. W. (1979). The use of simulation games in teaching family sociology. *The Family Coordinator*, 28, p. 205-216.
- Peuckert, R. (2005). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Sniderman, P. M./Grob, D. B. (1996). Innovations in experimental design in attitude surveys. *Annual Review of Sociology*, 22, p. 377-399.
- Troitzsch, K. G. (2000). Simulation in den Sozialwissenschaften. *Soziologie*, 2/2000, S. 33-45.

Eingereicht am: 20.05.2006

Akzeptiert am: 19.06.2006

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Martin Abraham
Institut für Soziologie
Universität Bern
Lerchenweg 36
CH-3012 Bern

Email: abraham@soz.unibe.ch

ifb – Mitteilungen

Das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (*ifb*) berichtet an dieser Stelle in loser Folge über aktuelle Forschungsprojekte, neue Forschungsvorhaben, Tagungen und Veröffentlichungen.

ifb-Familienreport Bayern 2006

In diesem Herbst erscheint der dritte *ifb*-Familienreport. Wie seine Vorgänger enthält auch der aktuelle Report einen Überblick über die Situation der Familien in Bayern – so differenziert wie es auf Basis der amtlichen Statistik möglich ist. Zudem werden für viele familiensoziologische Indikatoren durch die Darstellung von Zeitreihen Entwicklungstrends sichtbar gemacht.

Der thematische Schwerpunkt dieses Bandes ist den Vätern gewidmet. Hierzu wurden insgesamt neun Expertisen in Auftrag gegeben, deren Ergebnisse teils zusammengefasst, teils als eigenständige Beiträge veröffentlicht werden.

Relativ viel Raum wird dem Thema Vaterabwesenheit und deren Folgen für die psychosoziale Entwicklung der Kinder gewidmet. Hier wird u.a. nach der Bedeutung der finanziellen und sozialen Ressourcen der Väter gefragt. Trotz berechtigter Kritik am Forschungsstand kann festgehalten werden, dass diese Ressourcen von zunehmender Bedeutung für die kindliche Entwicklung sind und daher angesichts weiter steigender Trennungszahlen verstärkt nach Wegen gesucht werden sollte, Kindern die väterliche Unterstützung zu sichern.

Ein weiteres Thema widmet sich der Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Männer. Ausgehend von dem Trend, dass immer mehr Väter sich um die Kinder kümmern, Zeit für ihre Familie haben und aktiv Verantwortung übernehmen möchten, wird dargelegt, auf welche Schwierigkeiten diese engagierten „neuen“ Väter in unserer Gesellschaft stoßen. Die Vereinbarkeitsproblematik ist demnach längst kein Frauenthema mehr. Die Schwierigkeiten liegen bei Vätern teils ähnlich wie bei Müttern – z.B. bei der Balance von Arbeits- und Familienzeit – haben aber auch völlig neuen Dimensionen, z.B. wenn es um die Eroberung fremder – weil weiblich dominierter – Sozialräume geht, wie Kindergärten, Wickelräume etc.

Sehr interessant sind auch die Ausführungen zur Väterlichkeit im internationalen Vergleich. Die immer wieder festgestellte Diskrepanz zwischen den Einstellungen der Männer und konkretem Verhalten erweist sich als generelle Tendenz. Stets fallen die tatsächlichen Aktivitäten der Männer für Kinder und Familie im Vergleich zu den geäußerten Ambitionen eher gering aus. Dies mag zum Teil ein Effekt sozialer Erwünschtheit sein, was impliziert, dass aktive Vaterschaft inzwischen insge-

samt positiv bewertet wird. Erklärt werden die Diskrepanzen aber auch durch gesellschaftliche Restriktionen wie vor allem unvereinbare Erwartungen in den Bereichen Beruf und Familie.

Weitere Informationen und Details sind demnächst im Familienreport 2006 nachzulesen (auch auf unserer Homepage).

Mit MUM gegen häusliche Gewalt

Das Münchener Unterstützungsmodell (MUM) gegen häusliche Gewalt hat im Juli 2004 als Modellprojekt begonnen. Sechs Beratungseinrichtungen und ein Kommissariat der Münchener Polizei bildeten eine Kooperation, um Opfer häuslicher Gewalt aktiver unterstützen zu können. Ziel war es, durch einen pro-aktiven Ansatz Betroffene gezielt zu erreichen und diesen ein Beratungsangebot zu unterbreiten. Hierzu wurde eine Kooperationsvereinbarung geschlossen, in welcher das Prozedere, die Gewährleistung des Datenschutzes und die Qualitätssicherung festgelegt wurden. Bedingung für die Partizipation war zudem eine spezielle Schulung der Berater(innen), welche die MUM-Beratungen übernehmen sollten. Das Modellprojekt wurde durch das *ifb* wissenschaftlich begleitet.

Die zentrale Schaltstelle von MUM bildet das Kommissariat 314 (K314), das über alle Einsätze der Polizei im Kontext häuslicher Gewalt unterrichtet wird. In München sind alle Polizeibediensteten bei entsprechenden Einsätzen gehalten, von den Betroffenen die Einwilligung über eine Adressweitergabe an eine MUM-Beratungsstelle einzuholen und an das K314 weiter zu leiten. Dieses verteilt die Beratungsfälle dann auf die Einrichtungen, welche sich verpflichtet haben, die Opfer binnen dreier Werkstage zu kontaktieren und ein Beratungsangebot zu unterbreiten.

Es zeigte sich von Beginn an, dass die Kooperationspartner ganz überwiegend mit sehr großem Engagement am Projekt mitwirkten und die Chancen dieser neuen Plattform der Zusammenarbeit wertschätzten und nutzten. Fast alle waren überzeugt von der Bedeutung ihrer Arbeit und der Notwendigkeit einer zugehenden Beratung gerade für Gewaltbetroffene. Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass das Projekt letztlich eineinhalb Jahre lang getragen wurde und – dank des guten Erfolges – auch in 2006 weitgehend unverändert fortgesetzt wird.

Auch die beratenen Betroffenen berichten ganz überwiegend, dass sie das Angebot sehr schätzten, zumal sich viele in der spezifischen Situation selbst eher nicht nach außen gewandt hätten. Das Münchner Projekt erzielt damit ein ähnlich positives Echo wie das für analoge größere Initiativen (z.B. Wissenschaftliche Begleitung der Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt [WiBIG]).

Die Ergebnisse der Begleitstudie sind jetzt auf der Homepage des *ifb* nachzulesen.

Kontinuität trotz Wandel

Wir stellen immer wieder fest, dass unsere Gesellschaft von schnell getakteten und tiefgehenden Veränderungen geprägt ist. Festgemacht wird dies u.a. an den durchgreifenden Veränderungen in der Rolle der Frau und entsprechenden Auswirkungen auf die Definition der männlichen Rolle. Inwieweit es neue Väter, aber vor allem auch „neue“ Mütter gibt, ist Gegenstand der Arbeiten der Forscher(innen) am *ifb*. Dabei zeigt sich, dass im Gegensatz zur weiblichen Rolle im allgemeinen eine Modernisierung der Mutterrolle eher zäh vonstatten geht.

Die Ergebnisse verschiedener Forschungstätigkeiten haben vier Mitarbeiter(innen) zu einem Projekt vereint, in dem sie die Entwicklung von Rollen und Aufgabenteilung in Beruf und Familie betrachten. Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf der Bedeutung von traditionellen Leitbildern für „moderne“ Berufs- und Familienbiographien. Ausführlich dargestellt werden die jüngere Entwicklung und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Geschlechterverhältnisses.

In der Folge werden bestehende Familienleitbilder diskutiert. Dies betrifft sowohl die Relevanz des Begriffes wie auch die empirisch feststellbaren Veränderungen in den Einstellungen über die Kohorten hinweg. Das Fazit, dass traditionale Vorstellungen vor allem im Hinblick auf die Erwerbstätigkeit der Mütter in relevanten Maße fortbestehen, wird auch in dem tatsächlichen Verhalten von jungen Müttern gespiegelt. Dies zeigen ausführliche Analysen zum Erwerbsverhalten und den Erwerbsbiographien von Müttern mit Kleinkindern.

Ein Überblick über Berufsverläufe von Männern und Frauen während der gesamten fertilen Phase zeigt, wie traditional die Aufgabenteilung bei Paaren verlief, die vor rund 15 Jahren heirateten. Die Männer dieser Generation – die heute Mitte, Ende Vierzig sind –, weisen fast ausschließlich durchgängige Berufsbiographien auf, während für die Frauen das Gegenteil zutrifft: Ihre berufliche Entwicklung gleicht eher einem Puzzle als einem geradlinigen Verlauf.

Die Veröffentlichung von Tanja Mühling, Harald Rost, Marina Rupp und Florian Schulz ist bei Juventa erschienen.